

1925

HEFT 3

50/-

K O K K A I N



Sybil

EINE MODERNE REVUE

INHALT:

	Seite
VILLIERS DE L'ISLE-ADAM: <i>Das Geheimnis des Schafotts</i>	6
<small>Aus dem Französischen übertragen von Hanns Heinz Ewers</small>	
HANS BENZMANN: <i>Chopin-Walzer</i>	14
ERWIN STRANIK: <i>Im Kellerloch</i>	15
HANS BENZMANN: <i>Die Inseln des Paradieses</i>	20
<small>Zeichnungen von Karl Borschke</small>	
RESA SEMLER: <i>Triumph des Weibes</i>	26
LEO HELLER: <i>Höflichkeitsbesuch</i>	31
DOROSCHEWITSCH: <i>Die Tänzerin</i>	33
<small>Aus dem Russischen nach erzählt von B. Galin Zeichnungen von Karl Borschke</small>	
ERICH EFFLER: <i>Nur eine Nacht</i>	39
J. JOSEPH-RENAUD: <i>Das hinkende Gespenst</i>	42
<small>Deutsch von E. Goldenberg</small>	
BRUNO CORRA: <i>Drei Sünderinnen</i>	53
<small>Aus dem Italienischen übertragen von Anna Schroll</small>	
MAX STEBICH: <i>Der gelbe Kater</i>	58
MARIA SZUCHICH: <i>Das Unterbewußtsein</i>	64
<small>Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei</small>	
DIE PEDIKURE	65
<small>Zeichnung von Stefan Eggeler</small>	
STEFAN EGGELER: <i>Die Serenade, 6 Zeichnungen</i>	66
* *: <i>EIGENARTIGE FRAUEN</i>	72
<small>Zeichnungen von Stefan Eggeler</small>	
ANTWORTEN DER REDAKTION.	74

*

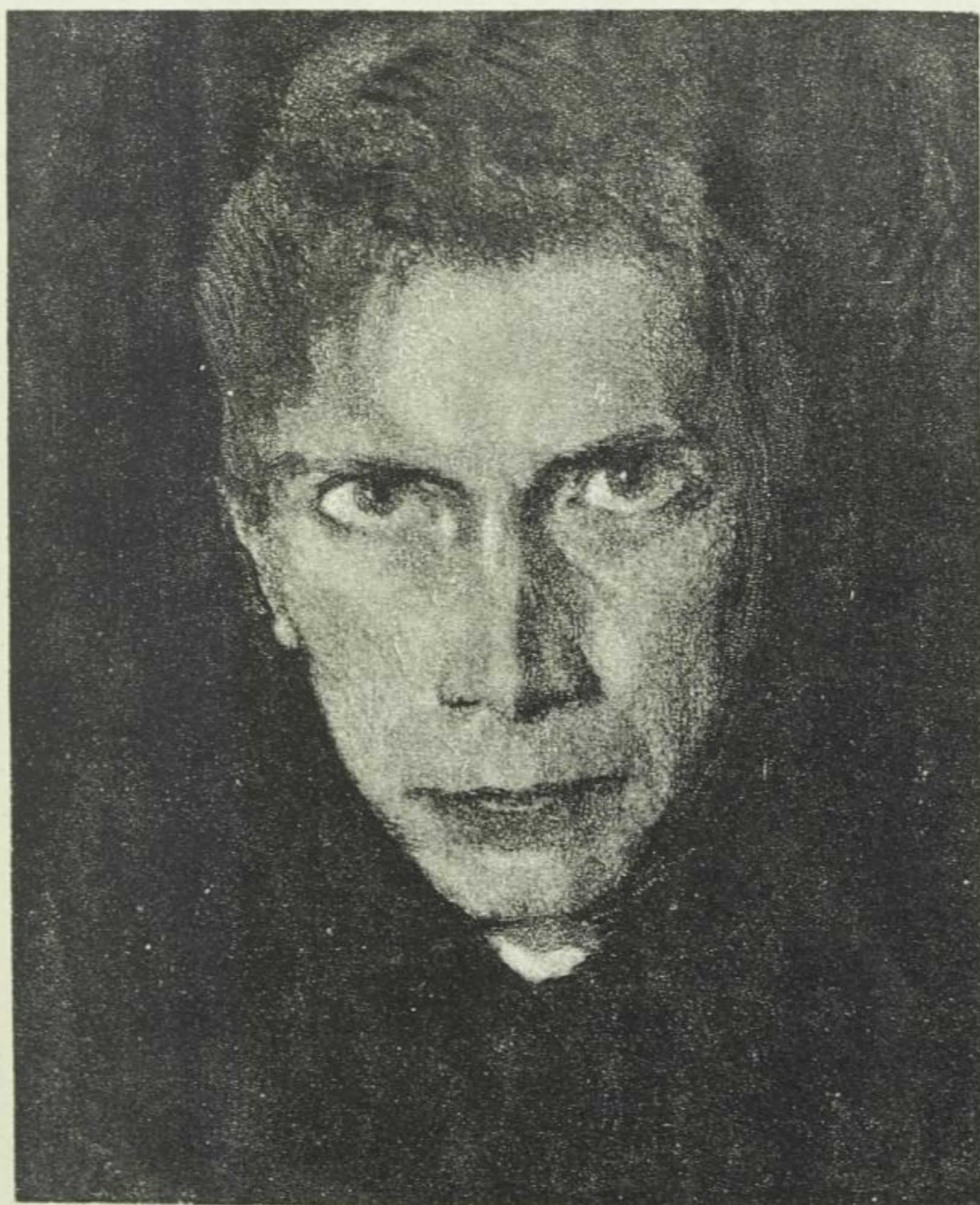
Heft 3

1 Goldmark
(für Österreich 1½ Schilling)

1925

KOKAÍN

EINE MODERNE REVUE



DR. STEFAN EGGELER/KÜNSTLERISCHER LEITER DER REVUE „KOKAIN“



Liebes, liebes Modell!

Ich sehe im Geiste Dich in Deinem keuschen Bette liegen und neugierig meine Zeichnungen betrachten, die paar kleinen, verblaßten Spiegelbilder, Bruchstücke aus der Welt meiner glühenden Träume.

Nun wisse:

Ich sitze in meinem Atelier allein und bin auf die Gesellschaft meiner staubigen, kalten Wachspuppe angewiesen. Minny, mein Modell kam letzthin zerknittert und verbogen. Die weichen, sanft klingenden Konturen ihrer zarten Glieder waren zerstört, – das Bildnis meiner Göttin zertrümmert. Und ich hatte sie flehentlich gebeten, mit keinem Manne zu sprechen, solange ich sie male.

Ich warf sie nun hinaus.

Jetzt sitze ich allein bei meinen Totenmasken und martere mein Hirn, um einen Schimmer von Schönheit auf die Leinwand zu bringen. Umsonst. Jämmerliche Fratzen zeichnet der Stift, vergebens suche ich den Rhythmus der Grazie zu gestalten.

Darum schreibe ich Dir. Fern bist Du, schöne Freundin und kennst mich nicht. Auf der Straße eilst Du an mir vorüber, Deinen weißen, geschmeidigen Leib weich eingehüllt. Doch ich sah Deine schmalen Füßchen, Deine schlanken Beine und ahnte die zarte Rundung Deiner Hüften. Da erst fühlte ich meine Unzulänglichkeit und meine Ohnmacht und die Dürftigkeit dessen, was ich schuf.

Nun aber will ich Dich malen und etwas Göttliches vollbringen! Hilf mir. Sei Du mein Modell!

Setze Dich hin und schreibe:

„Lieber Narr, Du dauerst mich. Ich will Dir helfen und komme am . . .

.....

Dein Modell.”

Oder komm' unerwartet, verschleiert, unerkant, abends, wenn die Straßenlaternen brennen, oder nachts, wenn Dich tiefe Finsternis umgibt.

Ich will Dich dann in tausend Farben malen und Deine Schönheit hunderttausendfach in der Welt verbreiten.

Ich warte auf Dich!

STEFAN EGGELER





DAS GEHEIMNIS DES SCHAFOTTS

VON VILLIERS DE L'ISLE-ADAM

Aus dem Französischen übertragen von HANNS HEINZ EWERS

Die kürzlich stattgefundenen Hinrichtungen erinnern mich an eine ganz ungewöhnliche Geschichte, die ich hier mitteile.

Es war am Abend des 5. Juni 1864, gegen sieben Uhr, als der Dr. Edmond-Desire Couty de la Pommerais, den man vor kurzem erst von der Conciergerie nach la Roquette gebracht hatte, mit der Zwangsjacke bekleidet in der für die zum Tode Verurteilten bestimmten Zelle saß. Schweigend und starren Auges vor sich

hinstierend lehnte er sich an die Rücklehne seines Stuhles. Der Schein einer auf dem Tische stehenden Kerze fiel auf sein bleiches, kalt dreinsehendes Gesicht. Zwei Schritte vor ihm stand, an die Mauer gelehnt ein Wärter, der ihn unausgesetzt beobachtete.

Fast alle Gefangenen werden dazu gezwungen, eine bestimmte Tagesarbeit zu verrichten, von deren kargem Lohn die Gefängnisverwaltung zuerst die Kosten für das Leichentuch bestreitet, das sie nicht

zu liefern braucht. Nur die zum Tode Verurteilten sind von dieser Verpflichtung entbunden.

Der Gefangene war einer von denen, die sich nicht in die Karten sehen lassen, man las in seinem Blicke weder Furcht noch Hoffen.

Er war 34 Jahre alt, brünett, von mittlerer Größe und auffallend schlank gewachsen, das Haar an seinen Schläfen fing in letzter Zeit leicht zu ergrauen an. Seine Augen hatten einen nervösen Ausdruck und waren halb von den Lidern bedeckt, seine Stirn war die eines Denkers. Seine Stimme hatte einen trockenen gedämpften Klang. Seine Hände waren lang und nervös. Sein Gesicht trug den gemessenen Ausdruck eines selbstbewußten Mannes. Seine Manieren waren von einer gewissen einstudierten Eleganz; — so war die äußere Erscheinung des Verurteilten.

Man erinnert sich gewiß, daß bei den letzten, an der Seine stattgefundenen Schwurgerichtsverhandlungen es Herrn Lachaud diesmal nicht gelungen war, den dreifachen Eindruck zu zerstören, den die Anklage, die Debatten und endlich der Strafantrag des Staatsanwaltes, Herrn Oskar de Vallées auf die Geschworenen gemacht hatten. Herr de la Pommerais war angeklagt worden, aus habsüchtigen Gründen und mit voller Überlegung eine ihm befreundete Dame — Frau de Pauw — durch überstarke Digitalisdosen vergiftet zu haben und da die Geschworenen ihn schuldig befanden, war er nach § 301 und 302 des Code Napoléon zur Strafe der Enthauptung verurteilt worden.

An dem Abend jenes 5. Juni 1864 wußte er noch nicht, daß sein Revisionsgesuch, sowie die Bitte seiner Verwandten um eine Audienz bei dem Kaiser, bei der sie dessen Gnade anrufen wollten, abschlägig beschieden war. Sein Verteidiger war glücklicher gewesen, und hatte Zutritt bei Seiner Majestät erlangt, aber der Kaiser hatte ihn nur zerstreut angehört. Selbst der ehrwürdige Abbé Crozes, der vor jeder Hinrichtung in die Tuilleries eilte, um Gnade für den Verurteilten zu erflehen, war ohne Antwort zurückgekehrt. — Hieß es aber auch wirklich nicht die Todes-

strafe abschaffen, wenn man sie unter solchen Umständen nicht zur Anwendung brachte? Es mußte ein Exempel statuiert werden. Da nach der Ansicht des Gerichtshofes von einer Wiederaufnahme des Prozesses keine Rede sein konnte und man die Bestätigung des Urteils jeden Augenblick erwartete, wurde Herr Hendreich davon benachrichtigt, daß man den Verurteilten am neunten des Monats, morgens um fünf Uhr seinen Händen übergeben würde.

Plötzlich ertönte das Geräusch der von den Schildwachen aufgesetzten Gewehrkolben von den Steinquadern des zu der Zelle führenden Ganges. Der Schlüssel knirschte in dem rostigen Schlosse; die Türe öffnete sich; Bajonette schimmerten in dem Halbdunkel; der Direktor der Roquette, Herr Beauquesne, erschien, von einem Besucher begleitet, auf der Schwelle.

Herr de la Pommerais erhob den Kopf und erkannte bei dem ersten Blicke in diesem Gaste den berühmten Chirurgen Armand Velpeau.

Auf einen Wink des Direktors ging der Wächter hinaus. Nach einer stummen Vorstellung zog auch Herr Beauquesne sich zurück, die beiden Kollegen befanden sich allein und blickten einander forschend ins Auge.

Schweigend bot La Pommerais dem Arzte seinen eigenen Stuhl an und setzte sich selbst auf die Pritsche, von der die Schläfer meist jäh aus dem Schlafe auffahren. Da es ziemlich dunkel war, trat der große Arzt dicht zu dem ... Kranken heran um ihn besser beobachten und mit leiser Stimme mit ihm plaudern zu können.

Velpeau hatte um jene Zeit das sechzigste Jahr erreicht. Er stand auf der Höhe seines Ruhmes, war Erbe des Sessels Larreys im Institut und der erste und bedeutendste Professor der chirurgischen Klinik von Paris. Seine Arbeiten zeichneten sich durch ihre überzeugende Klarheit und ihre lebendige Darstellung aus und hatten ihn zu einer Leuchte der pathologischen Wissenschaft gemacht, auch als Praktiker galt er für eine der

hervorragendsten Autoritäten des Jahrhunderts.

Nach einem Momente frostigen Schweigens begann er:

„Mein Herr,“ sagte er, „unter uns Ärzten muß man überflüssiges Beileid vermeiden. Außerdem bin ich an einem unheilbaren Drüsenleiden erkrankt, das unfehlbar in zwei, höchstens zweiundeinhalb Jahren meinen Tod herbeiführen muß. Wenn also die verhängnisvolle Stunde für mich auch etwas später erscheint, wie für Sie, so rechne ich mich nichtsdestoweniger zu den zum Tode Verurteilten. Ich möchte daher ohne weitere Umschweife von dem reden, was mich hierherführt.“

„Nach diesen Worten zu schließen, ist meine Lage — — verzweifelt, Doktor?“ unterbrach ihn La Pommerais.

„Man fürchtet es“, antwortete Velpeau einfach.

„Ist meine letzte Stunde bestimmt?“

„Ich weiß es nicht; aber da noch nichts über Ihr Schicksal bekannt geworden, können Sie mit Sicherheit noch auf einige Tage rechnen.“

La Pommerais wischte mit dem Ärmel der Zwangsjacke den kalten Schweiß von seiner fahlen Stirn.

„Wohlan denn. Ich bin bereit, ich war es schon; je eher, desto besser.“

„Da bis jetzt wenigstens noch nichts über Ihr Schicksal bekannt geworden ist, ist der Vorschlag, den zu machen ich hierher gekommen bin, selbstredend nur ein bedingungsweiser. Wenn Sie begnadigt werden sollten, um so besser! . . . Wenn nicht . . .“

Der große Chirurg hielt inne.

„Wenn nicht? . . .“ fragte La Pommerais.

Ohne zu antworten, griff Velpeau in die Tasche, zog ein kleines chirurgisches Besteck heraus, öffnete es und nahm eine Lanzette daraus, mit der er den Ärmel von La Pommerais Jacke am linken Handgelenk leicht ritzte und dann den Puls des jungen Verurteilten fühlte.

„Herr de La Pommerais“, sagte er dann, „Ihr Puls verrät mir, daß Sie eine seltene Kaltblütigkeit und Festigkeit be-

sitzen. Die Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe und die unter allen Umständen geheim bleiben muß, betrifft eine Bitte, die selbst einem Arzte von Ihrer Energie und der so tief in die Geheimnisse der Wissenschaft eingedrungen ist, der sich längst von jeder Todesfurcht frei gemacht hat, dennoch wie eine Extravaganz, vielleicht sogar wie ein verbrecherischer Hohn erscheinen könnte. Aber ich denke, wir kennen einander. Sie werden daher meine Worte in reifliche Erwägung ziehen, selbst, wenn Sie sich zuerst davon sehr peinlich berührt fühlen sollten.“

„Ich sage Ihnen meine volle Aufmerksamkeit zu, mein Herr“, antwortete La Pommerais.

„Sie wissen,“ begann Velpeau wieder, „daß es eine der interessantesten Aufgaben der modernen Physiologie ist, festzustellen, ob, nachdem der Kopf von dem Körper getrennt ist, noch eine Spur von Gedächtnis, von Empfinden oder Gefühl in dem Hirne eines Menschen existiert.“

Bei dieser unerwarteten Einleitung zitterte der Verurteilte, dann sich fassend, sagte er vollkommen ruhig:

„Als Sie zu mir hereinkamen, Doktor, beschäftigte ich mich gerade mit diesem Problem, das, wie Sie zugeben werden, für mich ein doppelt interessantes ist.“

„Sind Sie bekannt mit den über diese Frage geschriebenen Arbeiten von Seumering, Süe, de Sedillot und de Bichat, bis zu den Modernen?“

„Ja, gewiß. Ich habe sogar der Sezierung der Überreste eines Hingerichteten beige-wohnt.“

„Ach! Gehen wir darüber fort. Haben Sie von dem chirurgischen Standpunkte aus eine ganz genaue Vorstellung von der Guillotine und ihren Wirkungen?“

La Pommerais warf einen langen, forschenden Blick auf Velpeau und antwortete dann kalt:

„Nein, mein Herr.“

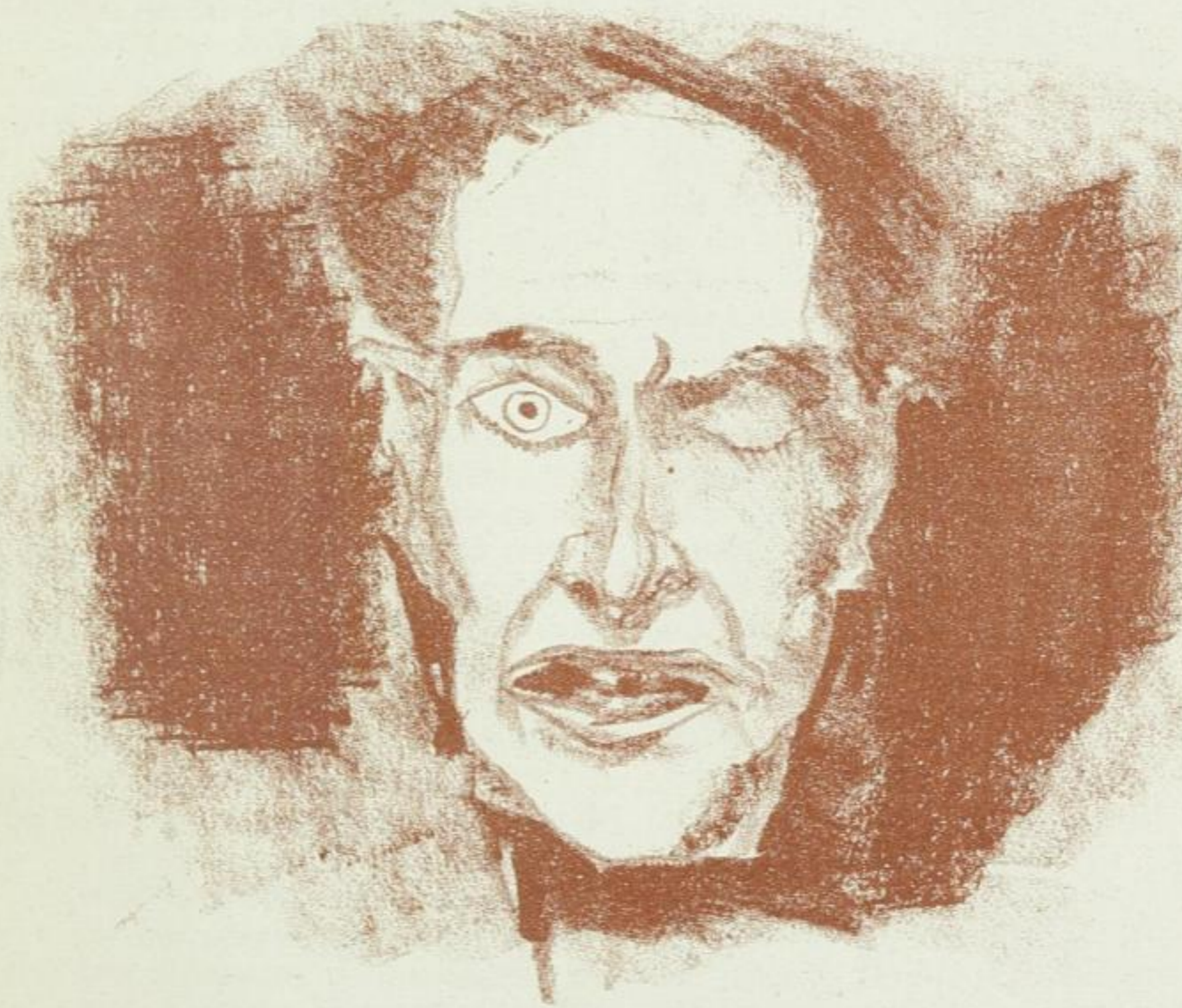
„Ich habe heute noch diese Maschine auf das gewissenhafteste und genaueste untersucht,“ fuhr unentwegt Velpeau fort, „und ich muß zugeben, daß sie ein vollkommenes Instrument ist.“

Das herabfallende Beil-Messer wirkt gleichzeitig als Sichel und als Hammer und zerschneidet den Hals des Delinquenten in einer Drittelsekunde. Der Enthauptete kann unter dem blitzartig niedersausenden, gewaltigen Schlage ebenso wenig einen Schmerz empfinden, wie der Soldat im Felde, dessen Arm plötzlich von einer Kugel weggerissen wird. Der Mangel an Zeit macht jedes Empfinden null und nichtig.“

„Es gibt aber vielleicht einen Nach-

wo der Kopf vom Rumpfe getrennt wird, sofort jedes Schmerzgefühl vollständig verlischt.

Das plötzliche Stocken des Herzschlages, das auf der Stelle durch den jähen Verlust von vier bis fünf Liter Blut eintritt, das oft ein Meter weit im Umkreise umherspritzt, dürfte auch die Ängstlichen nach dieser Richtung hin beruhigen. Was die unbewußten Zuckungen des Körpers betrifft, dessen Lebensprozeß so jäh unterbrochen wurde, so



schmerz. Es bleiben zwei dem gesunden Fleische jäh beigebrachte große Wunden. Ist es nicht Julia Fortenelle, die, indem sie ihre Gründe dafür angibt, fragt, ob nicht grade diese Schnelligkeit schmerzlichere Folgen hat, als die Hinrichtung durch das Schwert oder das Beil?“

„Auch Bérard spricht eine solche Vermutung aus“, antwortete Velpeau.

„Ich jedoch habe die feste Überzeugung und ich stütze mich auf mehr als hundert Fälle und meine ganz besonderen Beobachtungen, daß in demselben Augenblick,

sind die kein Zeichen vorhandenen Schmerzgeföhles, so wenig, wie es das Zucken eines abgeschnittenen Beines ist, dessen Nerven und Muskeln sich zusammenziehen, wobei man aber nicht leidet. Ich behaupte, daß das nervöse Fieber der Ungewißheit, die Feierlichkeit der fatalen Vorbereitungen, das jähe Erwecktwerden aus dem Morgenschlummer, das einzig Schreckliche und Quälende dieser Zeremonie sind. Von der Exekution selbst empfindet man nichts, der vermeintliche Schmerz dabei ist ein eingebildeter! Was!

Wenn schon ein heftiger Schlag gegen den Kopf nicht nur nicht empfunden wird, sondern sogar keine Erinnerung hinterläßt, wenn eine einfache Verletzung der Wirbelsäule vorübergehende Gefühlslosigkeit erzeugt, dann sollte das Abschlagen des Kopfes, das Durchschneiden des Rückgrates, die Unterbrechung der organischen Verbindung zwischen Herz und Gehirn nicht hinreichen, in einem menschlichen Wesen jedes Empfinden, auch das leiseste Schmerzgefühl zu zerstören? Es ist unmöglich, daß es anders sein sollte! Sie wissen das so gut wie ich.“

„Ich hoffe sogar, daß ich es besser weiß, mein Herr“, antwortete La Pommerais. „Auch ist es in Wirklichkeit durchaus nicht der große körperliche Schmerz, der ja bei dieser furchtbaren Katastrophe kaum empfunden, schon durch den jäh eintretenden Tod erstickt wird. Nein, das, was ich fürchte, ist etwas ganz anderes.“

„Wollen Sie versuchen, mir es klar zu machen, was es ist?“ sagte Velpeau.

„So hören Sie denn“, sagte La Pommerais nach kurzem Schweigen. „Es steht fest, daß die Organe des Gedächtnisses und des Willens, falls sie sich in denselben Gehirnflügeln befinden, wie wir dies zum Beispiel bei dem Hunde konstatiert haben, von dem durchschneidenden Messer nicht berührt werden. Ich weiß von einer ganzen Reihe zweifelhafter und höchst beunruhigender Fälle, die dies bestätigen und die es mir unmöglich erscheinen lassen, daß ein Enthaupteter sofort nach der Hinrichtung das Bewußtsein vollständig verlieren könne. Die Legende erzählt, daß der vom Rumpfe abgetrennte Kopf, wenn er gleich nach der Exekution angeredet wird, den Fragenden anschaut. Und das sollte eine unwillkürliche Bewegung der Nerven, eine sogenannte Reflex-Bewegung sein? Eitle Worte!

Erinnern Sie sich jenes Falles, wo in der Klinik in Brest der Kopf eines Matrosen fünf Viertelstunden, nachdem er vom Rumpfe abgetrennt war, durch eine heftige Bewegung der Kiefer einen dazwischen gesteckten Bleistift entzwei biß? Das aber ist nur ein Beispiel unter

tausend. Die einzige Frage, um die es sich hier handeln könnte, wäre also doch nur, festzustellen, ob nach dem Aufhören der Hämatoze (Blutbereitung) das, was ich das Ich des Menschen nennen will, noch auf die Muskeln des ausgebluteten Kopfes wirken könne?“

„Das Ich lebt nur in dem ganzen ungeteilten Körper des Menschen“, sagte Velpeau.

„Das Rückenmark ist nur eine Verlängerung des kleinen Gehirnes“, erwiderte Herr de La Pommerais. „Wo also ist der Sitz des menschlichen Geistes? Wer vermag es zu enthüllen? Ehe acht Tage vorüber sind, werde ich es gewiß erfahren — und wieder vergessen haben.“

„Es hängt vielleicht von Ihnen ab, daß die Menschheit ein- und für allemal über diesen Punkt aufgeklärt wird“, antwortete Velpeau langsam und sein Auge fest auf den Verurteilten richtend. „Um gerade heraus zu reden, ist das der Grund, weshalb ich hierher gekommen bin.“

Ich bin hier als Abgesandter unserer bedeutendsten Kollegen der Fakultät von Paris. Sie sehen hier ein vom Kaiser gezeichnetes Schreiben, das mir freien Zutritt zu Ihnen verschafft hat. Es enthält eine weitgehende Vollmacht, die sogar, wenn es notwendig sein sollte, hinreichen würde, Ihre Hinrichtung aufzuschieben.“

„Erklären Sie sich deutlicher, ich verstehe Sie nicht mehr“, antwortete La Pommerais bestürzt.

„Nun denn, Herr de la Pommerais, im Namen der Wissenschaft, die uns beiden so unendlich teuer ist, und deren Märtyrer nicht zu zählen sind, spreche ich hier zu Ihnen. Obwohl die Voraussetzung, daß das zwischen uns zu vereinbarende Abkommen ausführbar sein sollte, mir wenigstens mehr als zweifelhaft erscheint, komme ich dennoch, um von Ihnen den größten Beweis von Energie und Mut zu erbitten, den ein Mensch zu leisten fähig ist. Wenn Ihr Gnadengesuch verworfen werden sollte, werden Sie als Arzt in der Lage sein, sich der peinlichsten Operation unterwerfen zu müssen, die es überhaupt gibt. Es würde eine unschätzbare Bereicherung des menschlichen Wissens be-

deuten, wenn ein Mann wie Sie in den Versuch willigen wollte, uns nach der Exekution eine Mitteilung zukommen zu lassen, obwohl, selbst wenn Sie den besten Willen dazu hätten, diese Probe abzulegen, es beinahe gewiß ist, daß das Resultat ein negatives sein würde. Aber — vorausgesetzt, daß ein solcher Versuch Ihnen nicht schon im Prinzip lächerlich erscheint — wäre damit immerhin eine Chance gegeben, die moderne Physiologie in wunderbarer Weise aufzuklären. Solche Gelegenheit müßte ergriffen werden und in dem Falle, daß es möglich wäre, daß Sie nach Ihrer Hinrichtung noch ein Zeichen der Intelligenz mit uns wechselten, würden Sie sich einen Namen machen, vor dessen wissenschaftlichem Ruhme die Erinnerung an Ihren sozialen Fehltritt völlig verlöschen würde.“

„Ach,“ murmelte La Pommerais, der leichenblaß geworden, mit entschlossenem Lächeln, „ach! Ich fange an zu verstehen. Wirklich! Michelot lehrt uns, daß durch die Hinrichtungen das Geheimnis der Verdauung enthüllt worden sei! — — Also — welcher Art würde das von Ihnen versuchte Experiment sein? Galvanische Strömungen? Reiz der Augenwimpern? Blut-Injektionen? Aber aus all diesem läßt sich wenig schließen.“

„Es versteht sich von selbst, daß, sobald die traurige Zeremonie vollzogen ist, Ihre Überreste friedlich in der Erde ruhen werden und daß keines unserer Skalpelle sie berühren würde. Nein, aber sobald das Messer herabgefallen, werde ich Ihnen gegenüber an der Maschine stehen. Der Henker wird so schnell wie möglich Ihren Kopf meinen Händen übergeben. Dann aber — das Experiment ist eben seiner Einfachheit wegen von so großer Bedeutung — werde ich Ihnen in das Ohr rufen: Herr de la Pommerais, eingedenk der zu Ihren Lebzeiten zwischen uns getroffenen Verabredung, können Sie in diesem Augenblick dreimal das Lid Ihres rechten Auges aufheben und wieder senken, während Sie das andere Auge weit geöffnet haben? Wenn in jenem Momente, abgesehen von etwaigen andern Zuckungen Ihres Gesichts, Sie uns durch dieses

dreimalige Augenzwinkern beweisen könnten, daß Sie mich gehört und verstanden, daß kraft Ihrer Energie und Ihres Gedächtnisses Sie Herr der das Augenlid in Bewegung setzenden Muskeln, des Nervs des Jochbeins und der Bindehaut sind, so würden Sie hiedurch der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst leisten und unsere bisherigen Erfahrungen umstoßen. Und ich bitte Sie, nicht daran zu zweifeln, daß ich Sorge dafür tragen werde, daß Ihr Name der Nachwelt nicht als der eines Verbrechers, sondern als eines Helden der Wissenschaft erhalten bleibt.“

Herr de la Pommerais schien von dieser ungewöhnlichen Bitte tief ergriffen zu sein; er blickte den Chirurgen ernst und mit weit geöffneten Augen an und verharrte einige Minuten in tiefem bewegungslosem Schweigen. Dann erhob er sich, ging in Nachdenken verloren langsam in seiner Zelle auf und nieder und schüttelte dann traurig den Kopf.

„Die furchtbare Gewalt des Schlages wird es mir unmöglich machen. Mir scheint, daß die Verwirklichung Ihres Planes die menschliche Kraft übersteigt“, sagte er. „Außerdem behauptet man, daß die Lebenskraft der Guillotinierten nicht die gleiche sei. Indessen kommen Sie am Tage der Hinrichtung wieder, mein Herr. Ich werde Ihnen dann darauf antworten, ob ich bereit bin, diese schreckliche und vielleicht trügerische Probe abzulegen. Wenn nicht, so rechne ich auf Ihre Discretion und, nicht wahr, Sie werden Sorge dafür tragen, daß mein Kopf in dem dazu bestimmten zinnernen Eimer ruhig verbluten kann.“

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr de la Pommerais“, sagte Velpeau, ebenfalls aufstehend, „überlegen Sie sich die Sache.“

Beide grüßten einander.

Einen Augenblick später verließ Doktor Velpeau die Zelle, der Wächter trat ein, und der Verurteilte streckte sich resigniert auf seiner Pritsche aus, um zu schlafen oder nachzudenken.

*

Vier Tage später, um 5½ Uhr morgens, kamen die Herren Beauquesne, der Abbé

Crozes, Herr Claude und Potier, Beamte des kaiserlichen Gerichtshofes, in die Zelle. — Jäh aus dem Schlafe auffahrend erkannte Herr de la Pommerais sofort, daß die verhängnisvolle Stunde erschienen sei; sehr bleich erhob er sich von seinem Lager und kleidete sich rasch an. Dann sprach er etwa zehn Minuten lang leise mit dem Abbé Crozes, der ihn schon öfter im Gefängnisse besucht hatte. Es ist bekannt, daß dieser heilige Mann eine begeisterte Frömmigkeit und eine hingebende Menschenliebe besaß, durch die es ihm gelang, den Verurteilten in ihrer letzten Stunde Trost und Beistand zu bringen. Als La Pommerais dann Dr. Velpeau eintreten sah, wandte er sich ihm zu und sagte leise:

„Ich habe mir's eingeübt, sehen Sie her.“

Und während das Urteil verlesen wurde, hielt er das rechte Auge geschlossen, während er mit dem weit geöffneten linken den Chirurgen fest anschaute.

Die Toilette war rasch beendet. Man bemerkte, daß das bei andern Verurteilten beobachtete Phänomen des Weißwerdens der Haare, sobald die Schere sie berührte, sich nicht vollzog. Als dann der Geistliche ihm mit leiser Stimme einen von seiner Frau an ihn gerichteten Abschiedsbrief vorlas, stürzten heiße Tränen aus den Augen des Verurteilten, die der Abbé mit zarter Hand mit dem aus dem Hemde des Verurteilten geschnittenen Fetzen abtrocknete. Als er dann mit über die Schultern geworfenem Überrocke zum Gehen bereit stand, hörte man seine Handfesseln. Er wies das ihm angebotene Glas Branntwein zurück, und die traurige Eskorte setzte sich in Bewegung. Als man das Portal des Gefängnisses erreicht hatte, fiel der Blick des Verurteilten auf seinen Kollegen, Dr. Velpeau, er begrüßte ihn und sagte sehr leise:

„Sogleich! und — leben Sie wohl.“

Die eisernen Türflügel öffneten sich plötzlich und rollten weit auf.

Ein frischer Morgenwind wehte in das Gefängnis. Der Tag hatte eben zu grauen begonnen; der große Platz des Gefängnishofes streckte sich weit hin, er war von

einem doppelten Kordon Kavallerie umgeben. Gegenüber, auf zehn Schritte Entfernung, sah man einen Halbkreis berittener Gendarmen, die beim Erscheinen des traurigen Zuges den Säbel aus der Scheide zogen. Im Hintergrunde stand das Schafott. In einiger Entfernung davon bemerkte man die Vertreter der Presse, die achtungsvoll den Hut abnahmen.

Aber ganz in der Ferne, hinter den den Raum abschließenden großen Bäumen bemerkte man das unruhige Hin- und Herwogen und das Murmeln des neugierigen Volkes, das die ganze Nacht auf den Beinen gewesen, um Zeuge des schrecklichen Schauspiels zu sein. Auf den Dächern und an den Fenstern der Wirtschaftshäuser und Kneipen sah man Mädchen in zerknitterten farbigen Seidenkleidern, mit blassen verwachten Gesichtern; einige von ihnen hatten noch das Champagnerglas in der Hand. Neben ihnen tauchten übermäßig aussehende Herren im Abendanzug auf; sie alle beugten sich weit vor und ließen keinen Blick von dem traurigen Vorgange. — Die Schwalben aber wiegten sich zwitschernd in der reinen Morgenluft und flogen hierhin — dorthin.

Mit den beiden drohend emporgestreckten Armen, zwischen denen man das Funkeln des letzten Sternes erblickte, hob sich die Silhouette der Guillotine scharf und schwarz gegen den Horizont ab.

Bei diesem schrecklichen Anblicke zitterte der Verurteilte, er faßte sich jedoch sehr rasch wieder und ging festen Schrittes der Maschine zu. Ruhig bestieg er die auf die Plattform führenden Stufen. Den versinkenden Stern verdunkelnd schimmerte das furchtbare dreieckige Messer in seinem schwarzen Rahmen. Vor dem verhängnisvollen Brette angelangt, küßte La Pommerais zuerst das Kruzifix und dann eine seiner eigenen Haarlocken, die der Abbé Crozes aufgehoben hatte und ihm nun entgegenhielt. „Für sie!“ sagte er leise. Die Umrise der fünf auf dem Schafott befindlichen Personen waren deutlich erkennbar. In diesem Augenblicke herrschte eine so fürchterliche Stille, daß das Geräusch eines zerbrechenden Astes, der ganz in der Ferne der Last eines Neu-





gierigen nachgab, und ein häßliches Lachen bis zu der traurigen Gruppe vernehmbar wurde. Als dann die Uhr, deren letzten Schlag La Pommerais nicht mehr vernehmen sollte, die sechste Stunde verkündete, bemerkte La Pommerais, ihm gerade gegenüberstehend und sich mit einer Hand auf die Plattform stützend, seinen Kollegen Velpeau, der ihn scharf beobachtete. Er sammelte sich einen Augenblick und schloß die Augen.

Rasch spielte der Hebel, der Knopf gab nach, das Messer stürzte herab. Ein

furchtbarer Stoß erschütterte die Plattform. Die Pferde der Gendarmen bäumten sich. Das Echo des entsetzlichen Schlages vibrierte noch in der Luft, als sich der Kopf des Enthaupteten bereits in den unerbittlichen Händen des Chirurgen befand und seine Hände, seine Manschetten und Kleider mit Blut überströmte.

Es war ein finsternes, entsetzlich bleich aussehendes Antlitz, das mit drohend zusammengezogener Stirn, weit aufgerissenen Augen und geöffnetem Munde Velpeau anstarrte. Das Kinn am äußersten

Ende der unteren Kinnlade war beschädigt worden.

Velpeau beugte sich rasch über den Kopf und rief ihm die verabredete Frage in das rechte Ohr. So abgehärtet dieser Mann auch war, so erfaßte ihn doch ein kalter Schauer, als das Lid des rechten Auges sich senkte, während das linke ihn weit geöffnet anschaute.

„Im Namen Gottes,“ rief Velpeau, „wiederholen Sie dieses Zeichen noch zweimal!“

Wie unter einer kolossalen Anstrengung zuckten die Wimpern, aber das Augenlid erhob sich nicht zum zweiten Male. In wenig Sekunden war das Gesicht kalt, steif und unbeweglich geworden. Es war vorbei.

Dr. Velpeau gab das tote Haupt in Herrn Hendreichs Hände zurück, der es, wie dies die Sitte ist, zwischen die Beine des Verurteilten legte.

Der große Chirurg badete seine Hände in einem der großen zum Abwaschen des Schafotts bestimmten Wassereimer. Die Menge um ihn verlief sich, ohne ihn zu erkennen und Notiz von ihm zu nehmen. Schweigend trocknete er sich die Hände.

Dann, langsamen Schrittes und mit ernster nachdenklicher Stirn begab er sich zu seinem Wagen, der an dem Eingang des Gefängnisses auf ihn wartete. Als er hineinstieg, bemerkte er den Armen-Sünder-Karren, der in scharfem Trabe den Weg zum Mont-Parasse entgegenrollte.

Aus im Thespis-Verlag erschienenen »Grausame Geschichten«.

Chopin-Walzer As-Dur

(Op. 34 Nr. 1)

Mondschein .. in einem alten Schloß am Rhein ..

Balladennacht .. Nein, die Alhambra muß es sein ..

O Melodie voll Süße, Tod .. Mondschein —

Wer tot? .. Wer schluchzt? .. O Seele mein .. allein! ..

Die weißen, die gespensterhaften Fensterreihn! .. Mondschein — ich berste, möchte schrein, aufschrein! ..

Und tanze .. lächelnd, traumhaft — süßes Sein!

mein Herz blüht, blutet, glüht und ist voll Wein — —

O abgrundtiefer Schmerz bricht ein .. Mondschein ..

O lilienhaft Gesicht, Geliebte mein — o, nein!
O du Verschollene, du Tote mein! ..

Mondschein .. ich schluchze .. wo bist du allein? ..

Ach, mich verzehrt der giftige schwüle Wein, der Wahnsinn der verruchten Litanein! ..

Blutschein! Balladennacht! Tanz! Mord! .. Mondschein — —

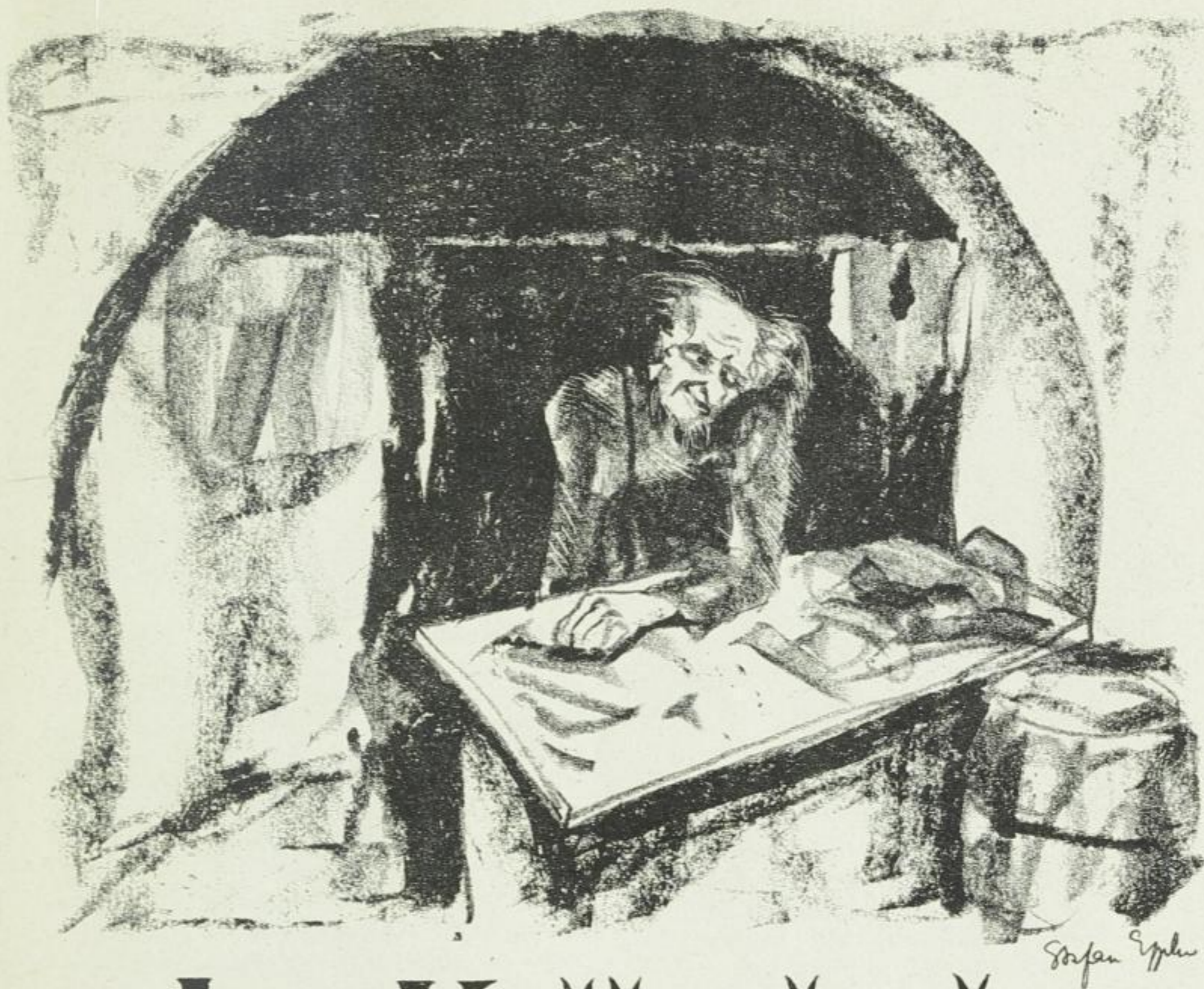
Urtiefe Sehnsuchtsmelodie! .. O mein, mein Kamerade, du, mein Hund, allein siehst leiden mich und willst nicht bei mir sein ..

Ich streichle dich, mein Hund, Tierseele rein — für einen Augenblick zu zwein — o nein! ganz eins, ganz eins! .. o laß mich nicht allein! ..

Nacht schweigt, fremd, starr. Nachklang ganz sonderbar ..

Ganz fern und fein, ganz tief, ganz rein .. Mondschein ..

Jans Benzmann.



Im Kellerloch

VON ERWIN STRANIK

I.

Wenn ihn wenigstens der Vater zum Krüppel geschmissen hätte. Besoffenen Hirnes an den schlappen Beinen gepackt und gegen ein Heringfaß geschleudert. Oder gegen die spitze Mauer, die ihre Ecke feindfluchend in seine Armseligkeit bohrte. Es wäre eine Tragik gewesen, wert des Bedauerns der Geraden.

Aber nichts davon. Aus dem Mutterleib geschnitten, daß das junge Weib verreckte, er selber verhunzter Balg ohne Lebenskraft, ohne Mark auf zwei Füßen stehen zu können. Schielend, beklemmter Brust, linksachselhoch. Ge-

schwülste an der Nase, unter dem Herzen, im Bauch. Jammerlappen sich selber und der Umwelt.

Als Ersatz dafür: höhnische Gabe eines gerechten Schicksals. Ausgleichs-geschenk: hinkender Klumpfuß wächst in den Kopf zu Phantasie, Sehnsucht, aus allen Büchern der Welt zu lernen, alles selber urzubegreifen. Neuschöpfen.

Für die Sportprügel der Schulgenossen eine „Eins“ in „Sitten“ und die Versicherung der Lehrer: der Körper verkümmert – doch der Geist – eine Zukunft.

Bis er die Leihbibliothek durchgelesen hatte, Kant sogar und die Weltwunder

der Technik. Dann war er achtzehn und der betrunkene Alte klemmte ihn in sein Kellerloch: „Gemischtwarenverschleiß“. Ehe er in der Gosse im Unrat, Hundeabfall und Menschenkot abkratze.

Vierzig Jahre Gemischtwarenverschleiß!!

Heringe. Gemüse. Erdäpfel. Reis. Mehl. Kaffee. Bohnen. Dazwischen: Rosinen. Schokolade. Aber wer, wer verlangte Bonbons! – Wenn wenigstens Kinder durch die Türe geweht wären! – Ein einziges Mal Kinder! – Wandlung des Lebens. Traumerfüllung. Befriedigung.

Nichts.

Das triefend-schlurfende Gespenst scheuten sie – Grauen vor der ekelhaften Fratze des Krüppels.

So stiegen bloß in die Tiefe: Dienstboten, selber schlampig, alte Weiber, zahnlosen Mundes. Todesnahes Gewürm. Ungewaschen. Stinkig. Jugendlos – fleischduftlos – geistlos!!

Er aber hatte sogar Kant gelesen und die Weltwunder der Technik! –

Nach sechs Uhr saß er, Pfeife schmauchend, oben. Kroch aus dem Kellerloch vor die Drekladentüre. Zerwirbelter Bart. Wüstes Kopfhaar. Scheel die Augen. Aber letzten Sonnenstrahl fingen sie doch und schrien ihn an; lautlos.

Weshalb kein Leben gelebt? Sehnsucht – Sehnsucht!! – Krüppel – Krüppel im Kellerloch – – einmal Mensch sein dürfen – einmal! – Jugend! Fleisch!!

Pfui über die Schönen, die Reichen, die Wohlgebauten! Pfui! Dirnenweiber und Hurenmänner des Tageslichts. Pfui!

Er hatte auch Kant gelesen und die Weltwunder der Technik! –

Musik! Musik! Musik!!! – – Endlose Sehnsucht!

II.

Sie fuhr durch das Viertel der Aermsten im ärmellosen Kleid, ließ knospende Brüste ahnen und spannte roten Sonnenschirm schützend über weißes Gesicht und goldblondes Haar. Ganz langsam bahnte sich das Elektromobil seinen Weg. Der Kavalier an ihrer Seite, spitzstiefeliger Dandy, einglasklemmend, lächelte.

„Wird wieder vergeblich sein, schönste Frau, wieder vergeblich!“

Sie hörte nicht. Sah aufmerksam. Rechts. Links.

„Sind Sie müde? Langweilt es Sie? Kehren Sie um! Ich finde allein den Weg!“

Weiter blickte sie, Antwort nicht erwartend. Forschenden Auges aber. Tiefe Bläue stach durch all den Schmutz und das Elend.

Plötzlich fiel ihre Hand nach dem Knopf. Kleiner, schriller Ton ließ den Lenker des Wagens halten.

„Da!“

Der Dandy sah um.

„Gerade im größten – verzeihen – Unrat?“

Sie strahlte.

„Jener Häßlichste aller Häßlichen. Schielend. Wirr. Triefend. Grandios. Wollen Sie gehen?“

Er zauderte.

„Dann ich selber.“

Und schon war sie aus dem Wagen. Ein paar schwebende Schritte. Ohne beinahe den Boden zu berühren. Gassenjungen rissen die Mäuler auf. Hatten so etwas noch nie gesehen. Die Schöne. Und der Alte das Gespenst.

Er aber saß verzückt.

Automobil? Hielt? Kam? Frau, junge, schöne Frau stieg aus? –

O – – seine Rosinen, Mandeln, Schokolade! Glück! Glück! – – Nach vierzigjährigem Warten! Ja – Kultur erkennt! Weiß, die schöne Frau weiß: er hatte Kant gelesen und die Weltwunder der Technik!

„Ergeben. Ganz ergeben. Womit kann ich dienen?“

Sie lächelte, daß seine Finger sich durch die Hose in die Schenkel krallten.

„Ein heikler Fall. Schwer zu erklären. – – Hier ist es dumpf. Wollen Sie ein bisschen mit?“

Verständnislos erst seine Augen. Dann Erinnerung, blitzschnell.

„Veit Lieblos mein Name. Grünzeughändler. Aeltester am Platze. Hole nur rasch meinen anderen Rock. Und kämme die Haare.“

Doch sie fiel ein.

„Nein, bitte, bitte, bleiben sie – gerade so. So recht. Nur so. Endlich gefunden! Kommen Sie!“ –

Dann stieg er – in das Auto. Gegenüber saß der feine Herr. Monokel.

Und er – –?





Was -- er!
Er hatte -- er hatte --
Tränen in den Augen.

III.

Beim kleinsten Tisch der Konditorei außerhalb der Stadt saßen sie und die schöne, liebe Dame hatte für ihn eine Schale Kaffee und ein Stück Kuchen bezahlt. Dabei starrten seine Nägel Schmutz. Doch sie sagte immer. „So ist es gerade recht. Lassen Sie nur!“

Und dann hatte sie gesprochen. Lange Sätze. Soviel, wie bisher niemand mit ihm. Anfänglich Unfaßbares. Endlich zog sogar der Herr die Briefftasche und zeigte Geld. Eine Summe, mit der er den Laden hätte frisch streichen lassen können.

„Ich bin eine Tänzerin,“ schlug ihre helle Stimme glockig an sein Ohr, „und will ganz besonderes veranstalten. Häßlichkeitsapotheose, die Schönheit verirrt sich unter den Abschaum; alle möglichen Typen umstarren sie. Erst fürchtet sie sich, dann gewöhnt sie sich. Schließlich findet sie es interessant. Letzte Steigerung: die Schönheit verliebt sich in den

Häßlichsten, geht mit dem Könige ab. – Alles fand ich. Nur den Furchtbarsten nicht. Denn: durchwegs wahre Menschen werden auf der Bühne stehen. Die große Attraktion: echte Mißgeburten. Sie -- Sie sollen der König sein.“

Veits Seele würgte.

Also: der Häßlichste. Glatt ins Gesicht geschleudert. Dafür gab sie ihm Kaffee. Kuchen. Auto.

Nein!!!

Dafür -- durfte er sie künftig bei -- der -- Hand -- fassen --

Er sagte ja!

IV.

Täglich fand im „Großen Konzert-haussaale“ eine Probe statt. Lydia in der Rotte des starrenden Pöbels. Schmutz in geballtester Form. Kubistisch.

Und der Monokelmensch stand dabei die geblähte rückwärtige Hosentasche ließ einen Revolvergriff aufblitzen.

Klavier spielte. Lydia tanzte. Verzagt, taumelnd. Höchste Ekstase: aus den glotzenden Masken der Häßlichkeit im Brunstwurf hin zu Veit. Blick der demutseligsten Liebe. Fingerspitzen berührten

einander. Blut floß über. Er meckerte, führte sie ab.

„Unbedingter Erfolg“, näselt das Einglas, „alle Kritiker werden starr sein.“

Lydia flammt:

„Antrag nach Amerika?“

Handkuß.

„Gewiß.“

V.

Der Tag. Der Abend. Gefülltes Haus. Kein Platz mehr frei. Strahlendes Licht. Zittern hinter dem Pöbel. Jeder in Erwartung der nun baldigen Entlohnung.

Veit im Fieber. Als ob es um seinen Erfolg ginge. Er der Tänzer – – der Held.

Wer weiß? Wer weiß?

Einer brauchte es nur zu ahnen, wenn er Lydia die Hand reichte, daß er mehr war, als –

Nein – Keiner! Nur die Hand reichen. Fingerspitzen berühren. Blut. Pulsschlag hoch.

Verdunkelt der Raum. Scheinwerfer hinter den Kulissen.

Bleich, unsäglich häßlich die zwanzig um ihn. Steinern, mit vorgereckten Hälsen, aufgespreizten Augen molochartigen Händen, ausgestreckt.

Er in der Mitte, auf erhöhtem Platz, rotstrahlumworfen. Papierkrone im wüsten Haar, Schlangenszepter in verkralten Fingern. Lumpig, entsetzlich lumpig.

Auch sein Blick starrte, wesenlos. Doch heimliches Feuer glühend, verzehrend über Lydia.

Weich wellte sich der beinahe nackte Frauenkörper, alle Linien reizten zu tierischem Schrei. Lösung ihr ganzes Gebaren, aus freiem Haar und wunden Augen Seligkeit der einmaligen Jugend.

Veit regungslos.

Wilder der Tanz und hitziger. Schon kreist sie um ihn. Rückt ab, fühlt sich magisch angezogen, sinkt, strebt auf – –

Jetzt – –

Hinschmelzender Blick, geweitete Gebärde.

Veit reicht ihr den Arm und führt sie ab.

Tosender Beifall.

Zehn, zwanzig, dreißigmal erscheint sie vor der Rampe. Veit muß mit. Der Schluß wird wiederholt. Sie übersteigt ihn und er schlingt seinen Arm um sie, so daß seine Finger ihre Brust umspannen.

Sie läßt es geschehen, erfolgtrunken. Veit atmet ihr ganzes Leben ein.

Als sie sich wieder loswindet und ihm der Dandy das Honorar für seine Mitwirkung einhändigt, ist er verwandelt.

Er sieht am Himmel keine Sterne mehr, nur mehr Frauenleiber.

Und seine Hände beginnen zu zucken.

VI.

Durch Tage kaufte er Zeitungen. Keine Kritik sprach von ihm. Aber alle von ihr. Und waren mit Lob gefüllt, zum Platzen. Da erinnerte er sich ihrer Sehnsucht nach Amerika und biß in die Unterlippe, daß Blut hervorsprang.

Vierzig Jahre Kohl und Rüben. Mais. Mehl. Kaffee. Reis.

Was war noch zu erwarten?

Niemals würden Kinder Schokolade und Rosinen kaufen! Lydia selber hatte es gesagt: er – – der Häßlichste!!

So warf er alles in einen Augenblick und ging nach einer Woche zu ihr.

Lydias Augen fielen rund aus dem Kopfe, als er ihr die Blumen bot, mit behandschuhter Hand.

„Alles jetzt gekauft. Davon“, gestander.

Und als sie ihm einen Stuhl geboten hatte, bat er nur eines. Dann werde er nie wieder kommen. Aber dies, flehe er, ihm nicht zu versagen. Sein Laden sei frisch gestrichen. Weiß und grün. Sie möge sich ihn einmal ansehen. Dann – nie wieder.

Seine Tränen machten ihr Spaß.

So sagte sie zu und versprach sogar allein ihn zu besuchen.

VII.

Die Stunden spannte Aufregung in nie erlebter Gewalt. Veit verkaufte nicht und hielt den Laden geschlossen. Kreise tanzten vor seinen Augen, Papierkronen, seltsame Figuren. Aus der Luft glänzten nackte Frauenleiber. Er steilte auf. Begier.

Tausendjahre verliefen in den Minuten bis sechs. Da öffnete er und wartete.

Und sie kam.

Allein, verschleiert, zu Fuß sogar.

Er zog den Hut.

„Bitte!“

Brausende Seligkeit sang durch ihn, da sie die Stufen in den kleinen Laden hinabstieg. Sie schlug den Schleier aus dem Gesicht.

„Sehr hübsch – –“



haben sie es. Wollte sie wahrscheinlich sagen.

Doch Veit hatte den Augenblick erfaßt und den vorbereiteten Knebel zwischen ihre Perlenzähne gestoßen. Sie versuchte zu schreien, vermochte es nicht mehr. Ihre Hände stürzten in Schlingen. Ueber Mehlsäcke kollerte sie, fiel, der Hut rollte in eine Ecke. Das Kleid klaffte auf.

Veit kauerte über sie.

„Lydia, Häßlichster der Häßlichen bin ich. Aber auch Mensch. Mensch mit Brunst. Mensch mit Tier! – Lydia! Du bist die Schuldige! Denn auch ich habe einst Kant gelesen und die Weltwunder der Technik!“

Lydia wollte sich bäumen. Trieb den Körper auf, daß die Wäsche platzte und die Brüste quollen.

Veit warf sich ebenfalls.

Ihre Schenkel flogen auseinander. Wilder Rhythmus schleuderte die beiden durch den Raum.

„Musik“, schrie Veit und pfeilte neuerdings in das zuckende Weib.

Seine Hände sprangen von den Brüsten fort über den Nacken. Umklammerten den Hals.

„Auch ich bin wie jene – – auch ich! Selbst wenn ich kein Monokel trage. Du hast mich entdeckt. Alles hängt nur von mir ab! Auf, ab, auf, ab!! Du hast mich entdeckt, Dank, Lydia, Dank. Nun bin ich König – die Krone aufs Haupt! Kant und die Weltwunder der – – Musik!!“

Lydia röchelte nur mehr schwach.

Fiel zurück.

Erbsen sprangen über sie.

VIII.

Bei der Polizei sprach er nur den einen Satz:

„Ich habe sie ermordet; aber ich bin auch König. Außerdem las ich in meiner Jugend Kant und die Weltwunder der Technik; was sie mir ansah.“

Und hierauf nie mehr.

Aber seine Seele sang ein Lied.

DIE INSELN DES PARADIESES

Eine Novelle aus der Südsee

VON HANS BENZMANN

Es war in Honolulu. Ich kam wieder einmal aus Kalifornien und hatte die zwei Zentner schweren hawaiischen Schönheiten gründlich satt. Denn unter den Kanaken der Sandwichinseln macht die Degeneration von Jahr zu Jahr rapidere Fortschritte. Alkohol und Geschlechtskrankheiten, die von Amerika importiert werden, richten hier wahre Verheerungen an, und das polynesisches Blut, das sich mit dem der Weißen mengt, erzeugt eine faule und zu allen Exzessen neigende Rasse, die man wohl am besten mit den halbzivilisierten Negern in Port au Prince auf Haiti vergleicht.

Als ich nun eines schönen Tages unter den Kokos Honolulus in jenem entnerrenden Klima des ewigen Sommers spazierte, fiel mir eine alte Erzählung über Kannibalen ein.

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Ein kleiner Dampfer mit der Bestimmung *S u v a* lag bereit. Und ich schiffte mich nach den Inseln des Paradieses ein.

Das sind weit über 80 Korallenklippen, hart auf der Grenze zwischen Pazifik und Indischen Ozean gelegen. Das polynesisches Idiom hat ihnen jenen hochpoetischen Namen verliehen und ihre wundersame Vegetation so wie das herrliche Seeklima rechtfertigen ihn in mancherlei Beziehung.

Ein großer Teil dieser jetzt unter britischer Hoheit stehenden Erdbröcklein ist unbewohnt. Aber die größeren hat die Gewinnsucht der Weißen, die sich der Hände der Eingeborenen bemächtigte, in Gärten gewandelt, die wie eine einzige, seltene und duftende Orchidee der Urwälder Südamerikas aus des Meeres blauem Schoße steigen.

Der weiße Gischt der See spritzt an diesen Klippen hoch empor und erinnert

ewig an die furchtbaren Hurrikane oder Wirbelstürme, die von Zeit zu Zeit die mit Zuckerrohrblättern gedeckten Bambushütten der kaffeebraunen Gesellen einfach in das Meer wehen.

Auch wir auf dem Dampfer hatten mit widrigen Winden zu kämpfen und kamen infolgedessen tief in der Nacht nicht in Suva, sondern auf einer ganz kleinen Insel an.

Ich wählte mich in einem überheizten Palmenhaus. Wie eine Glaskuppel lag der Sternenhimmel über der immergrünen Vegetation. Er war besät mit Millionen von Sternen, die tief auf diese wundersame Erde hinabgestiegen zu sein schienen. Durch abertausend Kokospalmen, die diesen Strand säumten, brach der silberne Schimmer des Mondes, der der Tropennacht das Märchenantlitz einer unwirklichen Zauberwelt lieh.

Eine Stadt sah ich nicht. Keine Straßen und keine Häuser! Nur ungezählte, aus Bambusstangen gefügte Hütten, deren mit Zuckerrohrblättern gedeckte Dächer auf den schwarzen Stämmen der Baumfarren ruhten. Zitronen, Orangen und Ananas leuchteten gelb und goldig aus dunklem Gebüsch.

Das Eiland war trotz der vorgerückten Stunde keineswegs tot. Denn der Insulaner lebt hier in der Nacht.

Mit Harpune und Fackel zieht er auf den Fang des Hais und der Riesenschildkröte aus. Nur notdürftig mit dem Lendenschurz bekleidet, hocken dann Männlein und Weiblein am Strande in froher Erwartung des saftigen Bratens, den ihnen das Meer beschert.

Es war nicht möglich, hier ein anständiges Unterkommen zu finden, und so faßten wir den Entschluß, uns mit der Schiffskabine zufrieden zu geben und die

Ausflüge in das Innere lediglich als kleine Spaziergänge in unbekanntem Welten zu betrachten.

Der Häuptling nötigte uns in seine Bambushütte und empfing uns in feierlicher Audienz. Ja, er stellte mir persönlich seinen eigenen Sohn als Diener zur Verfügung und kündigte in einem furchtbaren Englisch an, daß er zu Ehren der weißen Sahibs ein großes Fest veranstalten werde, zu dem der Ruf der Muschel die ganze Insel laden sollte.

Ich war dran, meinen Besuch auf den Inseln des Paradieses zu bereuen. Aber unser Kapitän, ein sehr verständiger und sehr erfahrener Brite, gab uns den wohlgemeinten Rat, auf alle Vorschläge des Buli, in dessen Machtbereich wir uns nun einmal befanden, einzugehen, zumal, da er eine Ladung Zuckerrohr für Australien einzunehmen hatte und sich daher nicht weiter um uns zu kümmern vermochte.

Ich befand mich in Begleitung eines jungen Deutschen, namens Waldeier, den ich in Honolulu kennen gelernt hatte und der gleich mir begierig gewesen, ein Stück neuer Welt zu sehen.

Die Verladung des Zuckerrohrs konnte zwei bis drei Tage in Anspruch nehmen, und diese Zeit gedachten wir auf den Inseln des Paradieses zuzubringen.

Neben dem Kapitän und der Besatzung befanden sich außer Waldeier und mir keine weißen Passagiere auf dem Schiff. Die Kulis, die man von Honolulu hierhergebracht hatte, wurden am nächsten Tage den Faktoreien zugeführt, die auf einer der benachbarten Inseln lagen.

So waren Waldeier und ich ganz auf uns allein angewiesen, und die Gastfreundschaft des großen Ratu Weku Ratalili, wie sich der Beherrscher der wundersamen Insel nannte, war unter den gegebenen Umständen ein Glück.

Ich will seinen Sohn, der uns auf den Fahrten durch die Insel begleitete, kurzweg „Boy“ nennen, weil ich seinen Namen zwar gehört, aber niemals behalten habe.

Er war nackt. Nur ein rotes Sacktuch verhüllte zur Not seine Scham.

Gewachsen wie eine Palme des Strandes, hätte er das Entzücken eines

jeden preußischen Stabsarztes hervorgerufen.

Um die sechste Stunde ... Waldeier und ich hatten den Rest der Nacht am Strande verplaudert ... hob sich die glühende Sonne aus dem tiefblauen Meer. Da kroch es hervor aus den Palmenhütten, wo sie eine Zeitlang gerastet hatten: Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, Kinder ... zu Hunderten ... alle von gleich klassischen Formen wie unser Boy und splitternackt wie er. Sie hatten das Lendentuch abgelegt, denn sie nahmen das Morgenbad.

Der frische Morgentau stand in den leuchtend weißen und flammend roten Riesenblüten, die sich die braunen Mädchen pflückten und die ihnen ein nackter Jüngling, ein beneidenswerter Paris, arglos in die schwarzen Haare flocht.

Denn auf den weißen Klippen des Strandes ging nun nach dem Bade die Toilette vor sich.

Man bestrich sich die glänzenden Körper von oben bis unten gegenseitig mit auf Blüten stehendem Kokosöl.

Von den Hütten her, die sich unter gewaltigen Brotfrucht bäumen verkrochen, tönnten die Lalis...

Es war ein dumpfer, rhythmischer, fast unheimlicher Ton, der uns und seine Untertanen zu Weku Ratalilis großem Freudenfeste rief.

Seine Boten waren ausgezogen und schlugen nun auf ausgehöhlte Baumstämme, die die ganze Insel, so weit man den Ruf zu hören vermochte, an die Feier mahnten.

Der Ephebe aus Bronze stand in der leuchtenden Sonne an unserer Seite und gab uns durch ein Zeichen zu verstehen, daß wir ihm nun zu folgen hätten.

Er führte uns in seines Vaters gastliches Haus, und des Volkes nackter und unendlicher Zug wälzte sich hinter ihm drein.

Der zehn Meter lange und fünf Meter tiefe Palast aus Bambus lag, von den Fiedern der Kokos beschattet, in einer Mulde und versank in des Pisangs unvergleichlichem Grün. Die gelben Riesen-

trauben der Banane verbarrikadierten seine Eingänge und die Stachel der Ananas hemmte jeden Schritt.

Weku Ratalili schritt uns entgegen. Feierlich! Auch er war so gut wie nackt. Nur der Turban seiner schwarzen Haare war höher als der der andern, nur das Lendentuch, das er trug, und das in scharlachroter Farbe gleißte, reichte etwas tiefer als bei seinen Untertanen herab.

Er setzte sich auf eine Matte und kreuzte die Beine; nackte Knaben brachten in der Schale der Nuß den Kawe, den Wein der Palme.

Vor dem Palaste hatten fleißige Hände auf Befehl des Buli ein Loch gegraben und in diesem schmorten auf heißen Steinen die besten Stücke der Riesenschildkröte.

Schaudernd dachte ich daran, daß man hier dereinst nach der gleich einfachen Methode Schiffbrüchige bei lebendigem Leibe geröstet hat.

Weku Ratalili nötigte uns sodann in das Prunkgemach. Hier ruhte als Tisch-tuch eine Matte auf dem Boden, große, grüne Blätter des Pisang dienten als Teller und die fünf Finger der Rechten wie der Linken als Eßbesteck.

Nackte, kaffeebraune Frauen schütteten den gekochten Tarro auf die Pisangblätter und ebenso nackte Jünglinge brachten die Schildkrötensuppe in der Kokosschale herbei.

Der Buli trank mir zu. Er leerte die Schale mit dem Kawe auf einen Zug. „Amada“, kam es aus seinem Munde. Und ich sagte: Prosit! und wußte wirklich nicht, ob das hierher paßte.

Wir rauchten Tabak, der in Pisangblättern gerollt war. Es war grausam. Endlich erreichte das Fest seinen Höhepunkt in einem Tanz.

Ein Wunder der Schöpfung schritt auf mich zu.

Ich habe sie immer Mimosa genannt, weil ich keinen besseren Namen für sie wußte und weil ich ihren polynesischen doch niemals behalten hätte. Was sie auf dem vollendeten, bronzefarbenen Körper trug, waren Blüten, ein Kranz aus

immergrünem Laube umwand ihre Scham.

Sie war Gabe der Natur.

Ich hatte Waldeier und den Buli, das Fest und den Kawe, die Schildkrötensuppe, ja sogar den furchtbaren Tabak in der Pisangrolle vergessen . . . und starrte immer nur auf das unfäßlich schöne Bild, auf Mimosa.

Alles Erstrebenswerte fasse ich in dem Namen Mimosa zusammen, die mir in göttlicher Nacktheit, von Blumen überschüttet, entgegenkam und vor meinen Augen den wilden Tanz aus dem Urgefühl der Menschheit aufführte.

Ich weiß nicht, wieso mich der Buli verstand. Aber ich erbat mir von ihm Mimosa, so wie man sich eine reife Banane oder eine saftige Ananas erbittet, und sie folgte mir in die Palmenhütte wie ein gehorsamer Hund.

In der Palmenhütte war es finster. Nur durch die zwischen den trockenen Zuckerrohrblättern vorhandenen Lücken fiel hier und da von oben ein matter Schein. Auch schlossen die mit den Fasern der Kokos zusammengebundenen Bambusstäbe der Wände nicht immer ganz dicht, so daß von Zeit zu Zeit ein spielender Sonnenreflex Mimosas kaffeebraunes, aber in seligster Sinnenlust verklärtes Gesichtchen traf.

Den Buli und meinen Reisegegnossen Waldeier, die nackte Schar der Dorfbewohner und den Palast Weku Ratalilis hatte ich vergessen. Ich war Padischah, dem die gekaufte Sklavin auch den kühnsten seiner Wünsche erfüllte.

Die Polynesier der Südseeinsel stellen ein Übergangsstadium zwischen den Malayen des östlichen und westlichen Archipels dar. Wie die Früchte eines Treibhauses reifen sie in Hast und verfaulen wieder ebenso schnell.

Darum weiß ich auch nicht, wie alt Mimosa war.

Ich will es auch gar nicht wissen.

Was in der Palmenhütte geschah, war nach den Begriffen des Westens und Nordens zum mindesten Schändung. Aber diese Begriffe galten in dem Machtbereich des Buli trotz der britischen Oberhoheit





nicht. Ob nun Mimosa acht, neun, zehn Jahre zählte ... die köstliche Frucht hatte ihre volle Süße entwickelt ... sie mußte also heute oder morgen gebrochen werden ... sonst fiel sie von selbst dem gerade unter der Palme Wandelnden in den Schoß.

Mimosa war der Typ ihres Stammes: Groß und dunkelfarbig, voll entwickelt und von üppigen Formen ...

Da stahl sich durch die Spalten zwischen

den Zuckerrohrblättern des Mondes erster silberner Strahl.

Ich wußte nicht, ob ich geschlafen hatte. Ich tastete nach den Brüsten Mimosas auf dem Lager, das sie aus den dürren Blättern des Pisangs für uns beide bereitet hatte ... und das Lager war leer.

Ich mußte also geschlafen haben und sie hatte sich lautlos entfernt.

Warum?

Mein erstes Gefühl war das der pein-

lichen Überraschung und ganz allmählich stellte sich in mir ein Gefühl der Unbehaglichkeit ein.

Es ward erhöht durch den Umstand, daß ich meinen Revolver, die einzige Waffe, die ich bei mir getragen, vermißte, und daß es mir unmöglich war, mich in dem Dunkel der Palmenhütte zurechtzufinden. Zwar tastete ich mich in der Richtung des Einganges vorwärts, wo meiner Erinnerung nach eine schwere Kokosmatte an zwei schwarzen Pfosten aus Baumfarrenstämmen hing, aber ich sah mich außerstande, die Matte zu heben, denn sie war in der Zwischenzeit, wie es mir vorkam, mit starkem Bast an den Pfosten befestigt worden.

Die Stimmung der Eingeborenen mir gegenüber schien also umgeschlagen zu haben, denn man behandelte mich offenbar als Gefangenen. Mimosa hatte mich treulos entwaffnet. Das schien mir alles in den ersten Minuten vollkommen klar.

Da fiel mir Waldeier ein.

Seit dem Festessen im Palaste des Buli und seitdem ich mich mit dem lebendigen Geschenke des Weku Ratalili in die Palmenhütte zurückgezogen, hatte ich ihn aus den Augen verloren.

Wo war er hingekommen?

Konnte ich ihm ein Zeichen geben und wie?

Ich verfluchte das Halbdunkel, das mir vorhin in den Armen meiner Mimosa so gelegen und der Situation angepaßt vorgekommen war, und suchte und suchte nach dem Ausgang, den ich schließlich fand, den mir aber die festgeschnürte Kokosmatte hermetisch verschloß.

Ich ließ mich resigniert auf dem Lager aus den dürren Blättern des Pisangs nieder.

Ich überlegte, ob ich noch einmal den Versuch anstellen sollte, die Kokosbast-schnüre, die die Matte an den Pfosten hielten, zu lösen oder unter der Matte durchzukriechen, als meine Hand in der Dunkelheit einen harten und länglichen Gegenstand traf. Ich hob ihn mit Mühe auf. Er war schwer und schien mir aus Holz gefertigt zu sein.

Noch wußte ich nicht recht, wo ich ihn

hintun sollte, ich war im Zweifel, ob ich eine Art Deichsel oder aber das Ruder eines Eingeborenenkanoes vor mir hatte. Doch da fiel mir ein, daß ich bei einer Jagd auf Riesenschildkröten eine keulenartige Waffe in den Händen der Braunen gesehen hatte und daß es sich hier um eine solche handeln konnte.

Das Bewußtsein, ein Ding, mit dem ich mich zu wehren vermochte, in Händen zu halten, gab mir einen Teil meiner Ruhe und Kaltblütigkeit zurück. Wie Herakles, die Keule in der Hand und zu allem und jedem bereit, saß ich nun auf dem Haufen aus dürren Pisangblättern und lauschte in die Ferne.

Und da vernahm mein Ohr ein rätselhaftes Geräusch in dem Dunkel der Palmenhütte.

Von dem verhängten Eingang aus bewegte es sich auf mich zu.

War es der Garkoch des Buli, war es ein anderer der Malayen, der den Auftrag erhalten hatte, sich in die Hütte einzuschleichen und mich in aller Stille abzuschlachten?

Der Angstschweiß perlte auf meiner Stirn. Ich wollte schreien, aber ich war nicht dazu imstande. Denn ich hatte das Gefühl, eine eiserne Hand umkralle meine Kehle und hindere mich an dem Hervorbringen auch nur des leisesten Tones.

Ich glaubte physisch zu empfinden, daß ich das Trommelfell in beiden Ohren anspannte. Das Blut wallte in meinen Schläfen und in den Muscheln meiner Gehörnerven erhob es sich wie das Branden der fernen See.

Das Herz klopfte mir bis in die Kehle. Denn in dem dürren Pisang, der den Lehm Boden der Palmenhütte deckte, raschelte es weiter.

Um eine Eidechse oder Schlange konnte es sich unmöglich handeln, denn diese Reptile bewegen sich fast lautlos von Ort zu Ort. Affen gab es auf der Wunderinsel nicht. Auch von kleinen oder großen Raubkatzen war mir nicht das geringste bekannt.

Und es kam näher und näher. Wie ein Mensch auf dem platten Bauch und auf allen Vieren ... und ich sah nicht

einmal deutlich, von wo es eigentlich kam. Es war sicherlich ein Abgesandter des treulosen und in den alten Erbfehler seines Kannibalenstammes zurückgefallenen Buli, der, das frischgewetzte Steinmesser zwischen den weißen Zähnen, mich wie ein feistes Schwein abzustechen ausgeschickt worden war!

Und so umklammerte ich die Keule, die mir Gott in der Stunde der höchsten Not gesandt hatte, mit eiskalten Fingern. Ich würde losschlagen, sobald ich das Gefühl hatte, daß ich den Kerl traf. Die Keule würde auf seinen Schädel niedersausen und ihn zerschmettern. Mochte daraus entstehen, was da wollte ... und wenn ich nachher auch zehnmal lebendigen Leibes in der Grube mit den heißen Steinen gleich der Riesenschildkröte geröstet und zu Bouillon für die Kokoschale des Weku Ratalili gepreßt werden sollte ... ich hatte mein Leben verteidigt und den Versuch der Rettung gewagt.

Da ... es stieß an meinen Fuß ... Es mußte dicht vor mir am Rande des Lagers aus den dürren Pisangblättern, der Stätte meiner rest- und wunschlosen Glückseligkeit, in Mimosas Armen, angelangt sein!

O, die Treulose, die Verräterin, knirschte es in meinem Innern, als ich nun mit der Keule zum Schlage ausholte und die ganze ohnmächtige Wut des zu grausamem Tode Verdamnten in diesen furchtbaren Schlag legte.

Die Keule sauste hernieder, noch ehe mich die Hand mit dem Messer an der Gurgel gepackt hatte. Ich war dem

Malayen zuvorgekommen ... Aber kein Schrei, wie ich ihn erwartet hatte, wurde laut.

Nur ein Krachen, als ob ein altes, morsches Holzdach in sich zusammengebrochen sei.

Dann war wieder alles still.

Meine Hand tastete. Ich wollte mich vergewissern. Ich fühlte nach einer Lache von Blut, nach einem zerschmetterten Insulanerschädel, der das Flammenzeichen der gegen mich gerichteten Blutrache und der Anlaß meines sicheren Todes werden sollte, wenn die anderen kamen und sahen, was ich in meiner Verzweiflung angerichtet hatte ... nichts!

Meine Hand wühlte in einem weichen Brei, dessen Substanz ich mir nicht zu erklären vermochte. Aber das Geräusch war verstummt ... Und was sich da unheimlich, wie es mir geschienen, riesengroß auf mich zu bewegt hatte, weil es mir Vernichtung geschworen, war tot!

Was war es?

So hätte ich noch lange fragen können, wäre nicht in diesem Momente die Matte von kräftiger Hand zurückgeschlagen worden, so daß das volle Silberlicht des Mondes in die Palmenhütte fiel.

Atemlos stürzte mein Reisegenosse Waldeier auf mich zu, wobei er über den „Feind“, den ich erlegt hatte, einen riesigen Einsiedlerkreb, stolperte.

„Kommen Sie“, rief er hastig. Wir eilten an den Strand ... „Mister Bixton hatte sein Zuckerrohr verladen und stach in den See.“

So habe ich von den Inseln des Paradieses Abschied genommen.





Triumpf des Weibes

VON RESA SEMLER

I. LUZIFERS TOD

Der Mond stand im letzten Viertel, abgekehrt, feindselig, eine gelbe Totensichel.

* * *

Als Universitätsprofessor Hofrat Dr. Othmar Tor sein Laboratorium betrat, fand er seinen Assistenten Luzifer starren Auges, mit durchschossener Schläfe am Schreibtisch angelehnt.

Schwarzes gestocktes Blut klebte am Mund des Toten.

Hohn umspielte das Antlitz der Leiche.

Am dritten Tage begrub man Luzifer. Anwesend waren zwei Herren der Fakultät, Prof. Tor fehlte.

Um diese Zeit ging ein Wolkenbruch nieder.

II. DAS MANUSKRIFT

In einer Schreibtischlade des Toten fand man ein verschnürtes Paket, versiegelt, an den Fürsten X. adressiert. Dieser blieb unauffindbar. Die Polizei übergab den Nachlaß an den Staats-

anwalt, der vor kurzem Prof. Tor mit dem mysteriösen Verschwinden eines jungen Mädchens in Zusammenhang gebracht und gegen ihn die Anklage erhoben hatte.

Der Fall blieb ungeklärt.

Der Staatsanwalt entsiegelte das Paket, fand Aufzeichnungen darin und las:

* * *

„Dreimal steht das Jahr im Zeichen der violetten Farbe, aber der ethische Klang ist jedesmal ein anderer: Im scheuen Frühling, zur Veilchenzeit, im Hochsommer, wenn des Waldes stumme Glocken nicken und spät im Jahr, bevor der Winter kommt; dann blühen büschelweis die blassen Zeitlosen auf und erinnern an seltsam greise Krokusse.

Die Orchidee aber ist eine künstliche, verderbte Blume, steht außerhalb des Jahres und seiner wandelnden Zeiten. Wie Weiberfleisch riecht sie und sieht aus wie ein Tier, wie ein teuflisches Organ einer teuflischen Liebe.

Jede der drei Nächte, während derer sich mein Erwachen zur intensivsten, da-

bei kürzesten Blüte meines Weibtums vollzog, stand unter dem Zeichen einer anderen Blume, die in Form, Farbe und Duft, eine Steigerung darstellte: G l o c k e, Lilie, Orchidee.

DIE NACHT DER GLOCKEN- BLUME

Ich kam zum Fürsten in später Nacht. Wir saßen im weißen Saal voll Silberschalen mit frischem Jasmin. Schwere dunkler Wein, schwere, dunkle Musik... von fernher, von irgendwo. Ich ruhte nicht, bis wir dem Klange nachgingen...

Es wird getanzt... Ball beim Bürgermeister der kleinen Provinzstadt. Der Fürst und ich treten ein. Der menschen-scheue, sagenhafte, etwas wunderlich geltende Fürst ist unangemeldet gekommen... Alles blickt mich an, nie-

mand weiß, wer ich bin. Da der Fürst niemals ein Weib ansieht, ist die Verwunderung doppelt rege... Ich, dreifach berauscht, tanze wie eine Mänade, leuchte, biege mich, erfinde... Wir sind das schönste Paar.

Da führt mich der Fürst plötzlich fort, hinaus in die badewarme Juninacht, durch die stillen Gassen des kleinen Ortes, vorüber an einem gespenstischem Teich, darin sich ein heller Himmel und schwarze Bäume spiegeln. Am Ufer tausend violette Glocken...

Wir stehen vor einer kleinen Lichtung und sind so einsam wie das erste Menschenpaar und sehen uns bang in die Augen... Da umfaßt er mich mit einer Sehnsucht, die seit Monaten umsonst erworben hat und wirft sich zu Boden mit mir. Ich springe auf in panischem



Schreck. Er ringt mich nochmals nieder, wirft mich halb ins Gras. Ich richte mich wieder auf. Innerlich erbebe ich vor ihm. Im Paroxysmus der Verzweiflung, der Angst, falte ich beide Hände und verstumme.

Des Fürsten Stimme erhebt sich flehend, laut und leise und ich weiß, daß er auch jetzt noch zu verzichten bereit wäre, in seiner übergroßen Rücksicht und Liebe. Aber... In aufrechter Haltung, lehne ich das Haupt zurück und gewähre mit zusammengebissenen Zähnen... Reglos und wie verzaubert schaue ich in die Unergründlichkeit des sommerlichen Sternemeeres.

Durch die ungeheuerliche Erschütterung dieses Erlebnisses wacht mein zurückgedämpftes Weibempfinden in mir auf, aber der suggerierte Wille, Mann zu werden, ist zu stark in meinem Bewußtsein verankert; so betäube ich denn die Stimme des Blutes, die starke Warnung der mißhandelten Natur.

Am Tage darauf gehe ich einher, in einem seltsamen, märchenhaften Traum.

Dann kommt die zweite,

DIE LILIENNACHT

Eine schwere Liliengarbe im Arm, bin ich in mein Schlafzimmer heimgekehrt und blieb lange sinnend, im Dunkel sitzen. Nachts, von zwölf bis eins wird der Fürst mein Gast sein. Ich will Weib sein...

Ich ziehe mich aus, langsam, bewußt. Bei der Vorstellung, daß der Fürst mir zuschaue, schäme ich mich. Obwohl erwartet, kommt er unerwartet. Gerade, als ich mich in einen langen weißen Schleier hüllte, tritt er ein.

Die Lilie ist streng ornamental, weiß, duftig. Und während meiner Liebesstunde gleiche ich der Lilie. Mit ihr schmückt der Fürst mein offenes Haar. Ich bin scheu und sündig zugleich, keusch und voll verhaltener Leidenschaft. Noch wahren wir die äußersten Schranken, ich bleibe Dame, der Fürst ist durchaus Kavalier.

Um ein Uhr küßt er meine Hand und geht.

Wir verabredeten, uns einen Tag lang nicht zu sehen. In meinem Halbschlummer rinnen seliges Gedenken, beglückendes Hoffen und tötende Angst ineinander.

Früh am Morgen geht ein milder Regen nieder, den ich wie ferne Meeresluft rauschen höre.

Und dann ward es abermals Tag und dieser andere Tag war voll des Glückes. Ich fühle beständig meinen Körper, wie eine volle und reife Frucht, strotzend vor Kraft und Lebensgefühl. Ich schreite auf einsamen Wegen, durch nasse, nebelverhangene Bergwälder, versenke meine feuchten Blicke in die Tautropfen von Halm und Ähre und atme den herben Duft der Jahresmitte, suchend, erwartend...

Visionär steht die dritte Nacht vor mir, die mir das Tiefste, Letzte, bringen soll. In dieser Nacht will ich mich ausgeben, mich bis auf den Grund aufwühlen, ausschöpfen.

Dann gehe ich zu T o r, dann kehre ich in andere Sphären ein.

Weiter schreite ich durch den milchweißen Tag. Der Hollunder blüht mir entgegen. Der Winter, noch weit, der fahle Winter, der Sternenkranze um die entlaubten Stirnen der Bäume flicht.

Durchdringender Hahnenschrei und schweres Obstbaumneigen. Das ist der erste Juli, knapp vor Sonnenwende, kurz vor Mittsommer. Das Wiesenblühen ist träger geworden in Form und Farben. Viel Violett, geflossen aus erstorbenem Rot, aus verlöschendem Blau; Kupfer und rostrotes Dunkel dazwischen.

Über dem allem ein Duft nach Regen, nach Korn und Erde und reifen Frauenbrüsten.

Das ist Juli, die Zeit im Jahre, da die alte Erde wieder aus den Flitterwochen kommt und Mutter werden soll. Das ist die Zeit stillsten Webens und die Zeit heimlichsten Geschehens.

Und um diese Zeit soll ich Abschied nehmen von mir, soll sich mein Weibtum in nichts auflösen.

DIE ORCHIDEENNACHT

Mit Vorbedacht bereiteten wir sie.

Wir brauen Erdbeerbowle mit allem Raffinement. Ein stummer, schwarzer Diener bringt fahlviolette, leichenfarbene Orchideen, Vandeen, von unerhörtem Wert.

Die Orchis kann weiß sein wie frischgefallener Schnee, wie schlafende Leiber; sie kann violett sein, blutgesprenkelt, goldenbraun, oder von nacktem, frechem Gelb. Das ist gleich. Denn jede Farbe ist nur Maske, darin Satan steckt. Sinnlichkeit, nur Sinnlichkeit ist die Orchidee, heuchlerisch, im Blumenkleid einhergehend. Sie duftet nicht, noch ist sie duftlos. Sie parfümiert sich, wie sie sich schminkt.

Heute muß sie violett sein, der Glockenblume und der weißen Lilie gegensätzlich.

Die Glashäuser des Fürsten sind geplündert. Was da in weiten, kostbaren Schalen aus Halbedelstein herumsteht, ist ein fürstliches Vermögen wert. Ich wähle zwei kaiserliche Blüten von der Farbe zwischen weiß und lila und die so schön sind wie das Laster. Ich kose sie lässig und trällere das Lied dazu von Lilith und den Orchideen:

„Als der Teufel ein Weib ward,“

Dabei höhne ich Otto Weininger, nicht eins mit seiner Weltanschauung und auch nicht uneins. Trotzig sage ich alle Anklagen gegen das Weib vor, wie es den Mann herabziehe und schuldig werden lasse und nichts sei als Sinnlichkeit.

Heute nachts, will ich vor Wollust vergehen!

Und ich nahm die Orchideenkaiserinnen, trocknete sorgsam die Stiele vom Wasser und legte sie auf ein Alabastertischchen und sah sie lange an.

Und dann zog ich mich aus, noch langsamer, noch genießerischer als am Vortage. Ich fühlte, der Fürst belauere meine Nacktheit.

Lange vor der Zeit sitze ich an meinem Toilettentisch voll silberner Büchsen und spiegelnder Flakons. Ein sinnverwirrendes Parfüm, bereitet aus den Geschlechtsdrüsen wildlebender Alpentiere, stäube ich

über die Blumen, über mein Haar und meinen nackten Leib. Dann kleide ich mich in Farben perverser Sehnsucht: Pudere mich gelblich, vom Oval des Gesichtes bis zu den zuckenden Waden; ein Pinsel verdichtet die Schwärze von Wimper und Brauen; auf die Lider legen sich schwere Schatten, dumpfbraun und violett. Brennrot, wild, schamlos, leuchten Mund und Nüstern, brennrot und prall, springen die Warzen aus den breiten, bläulichbraunen Höfen des Busens. Dann lege ich große, matte Goldreifen um die Arme und Schenkel, ziehe Schnüre aus winzigen Perlen durchs Haar, um Finger und Zehen. An einer zarten, beinahe unsichtbaren Platinkette, lasse ich zwischen meine Brüste eine Barockperle von unermäßigem Wert gleiten, diejenige, die einst ein Bischof aus seiner Monstranz brach und seiner königlichen Geliebten schenkte.

Nur mehr in einem langen, spinnwebdünnen schwarzen Schleier gehüllt, ziehe ich langsam und genießend Nadel um Nadel aus dem Haarknoten. Die Orchideen, leichenblaß und betäubend, befestige ich an den Schläfen, mit Goldschnüren.

Da steht er wie aus der Erde gewachsen, da.

Da sinkt der schwarze Schleier zu Boden.

Ich, aufrecht und königlich, wie die Sünde.

Die Blüten und Brüste und Schenkel gleißen im kalten und geilen Mondlicht.

Da schlägt es ihn zu Boden: „Du Königin der Dirnen!“

Dann ergreift er all das Fleisch und schleudert es brutal hin.

Und er heult auf und verbeißt sich in meinen Hals und Nacken, in Arme und Brüste.

* * *

„Weshalb der schmerzverzerrte Ausdruck in deinem Antlitz?“ frug der Fürst.

„Weil die Gegenwart nicht mehr ist und weil sie nicht Erinnerung werden darf. Das Geheimnis ist in mein Leben getreten, davon ich nicht reden darf, auch zu dir nicht mein Freund, dem ich diene.“

„Was bist du unheimlich, kleine Eva!“

„Ich liebe dich und heute nachts werde ich dein Bild malen, so leidenschaftsverzerrt, wie du bist.“

Und wir saßen bis zum Morgengrauen unserer letzten Nacht.

Und ich zeichnete auf riesengroßem Format, harte, kühne Linien von verwirrendem Reiz: Brauenkurven, Augenwinkel, Nasenflügel, die so zu erfinden, die Natur niemals gewagt hätte. Die Augen selbst, waren blaugrün, meerfarben, von gewaltigem Ausdruck. Sie sahen gefoltert drein und zogen alle anderen Augen an sich. Vom kurzgehörnten Kopf weg, wuchsen Flügel, graue, häutige, häßliche Fledermausflügel mit breit angeklatschten, nassen, grauen Flecken und langen Kielen, statt der Finger, die blutunterlaufen waren.

Darunter schrieb ich:

„Leidenschaft“.

* * *

Über Nacht ist der Termin meiner mit Tor verabredeten Operation gekommen...

* * *

Der Staatsanwalt hat diese Aufzeichnungen bis spät in die Nacht gelesen. Er fing nun zu begreifen an, auf welcher seltsamen Weise damals Eva von der Erdoberfläche verschwunden war. Er suchte in den Manuskripten nach weiteren Anhaltspunkten, fand jedoch für den ersten Augenblick nichts, das von Belang gewesen wäre. Plötzlich fiel ihm ein Blatt

in die Hand, das die Überschrift trug: „An Prof. Tor“. Darin stand geschrieben:

„Ich bin nicht mehr Luzifer, der Mann geworden! Ich bin Eva, die Deiner ‚Idee‘ ihr rotes Leben gegeben hat. Du hast mir jedes Weibsein verleidet, um ein menschliches Versuchstier zu gewinnen. Ungeachtet meiner Qualen, hast Du in mein blühendes Fleisch geschnitten und mir einen teuflischen Keimstoff injiziert, um den ‚Übermann‘ aus mir zu machen; nur, um selbst noch größer, noch berühmter zu werden! Und als Du dann vor Gericht standst, angeklagt der Verführung, der Notzucht, ja der Ermordung der kleinen Eva, warst Du feige die Wahrheit zu bekennen. Ich allein wußte um Deinen Lustmord, doch ich schwieg, um nicht der Lächerlichkeit anheimzufallen.

Nun hast Du mit Deiner Wissenschaft Schiffbruch erlitten! Und ich lache und spotte Deiner dreifach. Die kleine Eva ist wieder erwacht, mit ihrer großen, versengenden Sinnlichkeit und ihr Urtrieb zwingt sie in den Tod.

Sei verdammt!

Eva“

Im frisch aufgeworfenen Grab lag Eva-Luzifer, mit der Allmutter vereint. Geschlechtslos am Ende, wie geschlechtslos zu Anbeginn, den Kreislauf vollendend.

* * *

Der Mond stand im letzten Viertel, abgekehrt, feindselig, eine gelbe Totensichel.





Höflichkeitsbesuch

Eine Skizze aus dem Berliner Verbrecherleben

VON LEO HELLER

Marianne lag wach im Bett. Sie hatte die Arme unter dem Kopf gekreuzt und starrte gegen die Stubendecke, die von zitternden Sprüngen durchzogen war und von deren Mitte eine Gaslampe herabhing, deren Glocke rotes Seidenpapier umgab.

Da klopfte es.

Marianne wendete neugierig den Kopf zur Stubentür.

„Herein!“

Die Tür öffnete sich. Auf der Schwelle stand der Anker-Willi. Er war ein großer, ungeschlachter Kerl, der seinen Namen daher hatte, weil er einmal Schiffsjunge gewesen war und weil seine Brust ein mächtiger eintätowierter Anker zierte.

„Ach, du bist's, Willi?“ sagte Marianne in gleichgültigem Tone. „Ick hette dir nich awartet. Wat willst denn?“

Willi machte einen Schritt in die Stube herein, riß die Mütze vom Kopf und warf sie auf einen Reisekorb, der an der Wand

neben der Tür stand. Dann schloß er die Tür und schritt schwer und wuchtig auf Mariannens Bett los. Dort blieb er am Fußende stehen.

„Na, willst nich reden, Willi? Setz dir doch!“

Willi sah sich nach einem Stuhl um, da er aber keinen entdeckte, nahm er kurzentschlossen auf dem Bettrand Platz.

„Marianne,“ begann er dann langsam und ungelent, „ick habe soeben jehört, det se'n jekappt haben. Wejen wat is denn dein Liebsta hochjegang, Marianne?“

„Ach, wenn't nur det were! Aba et is ooch schwera Einbruch bei...“

„Wat de nich sachst! Hm, hm. Schwera? Det is unanjenehm. Hat a jeschtandn?“

„Wie kannst so dämlich fragn? Wenn se nur nich de Sohre hier in de Schtube ausbaldowat hettn!“

„Aba, wie kann man nur so unvorsichich sind...“

„Du hast jut redn, Willi, wo keene Zeit

mehr wa, Lewy zu vaschtendjen. De Sache wa eben diesmall zu schnell vafiffn worden. Mir wolltn se doch ooch hochjehn lassn.“

„Dir ooch?“

„Aba denn iebalechtn se sich's doch. Ick hatte doch keene Ahnung von jehabt.“

„Du, keene Ahnung, Marianne?“

„Na weefte, dir kann ick's ja sagn. Ick hatte doch Schmiere jeschtandn, bei.“

„Jott, sind de Bullen dumm!“

„Det is doch noch unsa eenzichstet Massel! Wo kem wa denn sonst hin, mit alle unse Schlaueheit?“

„Nach de Plötze oda nach de Sonne.“

„Willi, mach deine Witze wo andat als bei mir! Vaschtehste?“

„Ach wat, Witze! Det liecht mir doch so uff de Zunge... Her mall, Marianne...“

„Nu?“

„Wat wirste denn so lange bejinn, bis Bruno entlassn is? Det kannst dir woll denken, det so wat nich im Handumdrehn abzumachn is.“

„Da drieba habe ick nu wirklich noch jar nich nachjesonn.“

„Du weefst doch, so alleene leßt sich det jar nich machn. Eene Frau braucht doch een Schutz. Det is nu mall so in de Natur injericht. Wat is so'n alleenschtehendet Mechen? Eene Weide, die sich im Schturme biecht. Se braucht eene Eiche, woran se sich klammat. Eene solche Eiche for dir kennte ick sind, so lange Bruno hinta de schwedischen Jادينen sitzt. Wat meenste zu?“

„Willi, wenn ick dir recht vaschtehe, du willst mir...“

„Jewiß doch, ick will dir! Ick bin momentan frei, vaschtehste? Meene is mir in de vajangne Woche an de Schwindsucht jeschtorn. Schade, hettste sonst fragn kenn, ob se mir nich jeliibt hat ieba alle Massn. Mir kannst ruhich traun, Marianne, wo ick doch ooch Bruno jut kenne...“

„Aba, Bruno hat mir von dir azehlt, detste de Mechent so drangsaliert...“

„Ick, drangsaliern? Marianne, da hat a dir blau anloofn lassn! Ick und drangsaliern? Frage doch nach bei alle Mullen und Nutten in de Umjebung, ob Anka-

Willi wat drangsaliert! Wo ick meena imma Sarotti oda Hildebrandt jekooft habe, bevor se uff'm Talon zur Arbeit jegang is! Ick bin bekannt wejen meinet weichen Herzent, vaschteste? Det ick imma zu weenen bejonn habe, wenn ick wirklich mall eena eent in de Fresse habe jebn missn. Dajor bin ick bekannt...“

„Bruno hatte mir im Winta und im Somma een Kleed jekooft...“

„Een Kleed!? Ick koofe dir viere! Det is doch jar nischt, een Kleed in de Säsong! Da kann man ja nackicht umherrenn! Det hett'n Bruno sein Vaschtand ooch sagn missn, det Jarderobe Jescheftschespen sind. A mach ja'n jant patenta Schränka jewesen sind, aba von Weibajescheft hat a keene blasse Ahnung jehabt!“

„Lass ma Bruno hibsich in Friedn, Willi!“

„Aba ick ha doch jar nischt jesacht! Wo werde ick denn! Ick schtelle nur fest. Schpezialist kann eena nur in eene Sache sind. Allet muß ebn jelernt werdn... Also, wat is, Marianne, willst uff mein Vorschlach injehn oda willst nich?“

„Laß mir bis Amd Zeit zum Iebalejen, Willi.“

„Wie de willst! Aba det eene sach ick dir: wenn da vielleicht schon eena da war vor mir, ick schlage'm alle Knochn im Leibe zusamm! Ick lasse mir allet jefalln, nur keene schmutzije Konkurrenz! Ick werde dir Amd untn im Kella bei Schwämle awartn. Bevor de int Jescheft jehst. Denn kenn wa ooch ieba de iebrijn Abmachungen schprechn.“

„Willste bei mir ziehn, Willi?“

„Det wird nich jut jehn, weil ick bei eene alleenschtehende Dame wohn, wo bisher vor mir jesorcht hat. Ick kann se doch nich so pletzlich in Schtich lassn. Wat wirde se sich von mir denkn! Nee, Anka-Willi helt wat uff eene saubre Weste. Ick treffe mir mit dir vorleifich imma nur zum Abladn. Allet weitre wird sich findn.“ —

Am Abend sitzt Marianne unten in Schwämles Kaschemme und erwartet den Anker-Willi, der auch nicht lang auf sich warten läßt. —

Die Tänzerin

Aus dem Russischen von DOROSCHEWITSCH frei nacherzählt von B. GALIN

„Allah, dem Einzigen und Allmächtigen zu Ehren und seinem Propheten zum Lob und Ruhm!

Im Namen des Sultans und Emirs von Bagdad, des Kalifen aller Rechtgläubigen und des ergebenen Dieners Allahs — Harun-al-Raschid!

Wir, der Großmufti von Bagdad erlassen diese heilige Fetwa und tun allen kund und zu wissen:

Die Sittenlosigkeit greift immer mehr und mehr um sich auf Erden.

Gastereien und Belustigungen richten Länder und Völker zugrunde.

Die Ursache dieses moralischen und physischen Verfalls sind die Frauen.

Sie lassen die Vorschriften und Belehungen des heiligen Korans und des weisen Scheriats außer acht.

Sie behängen sich mit Kostbarkeiten vom Kopf bis zu den Zehen.

Sie umhüllen sich mit einem Schleier, durchsichtig wie der Rauch des Nargileh und umkleiden sich mit feinsten Geweben, die die verführerischen Reize ihrer Körper erst recht sichtbar machen.

Sie haben ihren Körper, diese Schöpfung Allahs, zu einer Waffe der Verführung und der Sünde geformt.

Von ihren Reizen angelockt und verführt, verlieren Krieger — den Mut, Kaufleute — das Vermögen, Handwerker — den Fleiß, Landwirte — die Liebe zu ihrer Scholle.

Daher erachten wir es als unsere höchste Pflicht, der Schlange ihren todbringenden Stachel herauszureißen.

Und so tun wir hiemit allen Einwohnern der großen Hauptstadt Bagdad kund und zu wissen:

Von nun ab und für alle Zukunft:

Tanz, Musik und Gesang, Lachen und Spässe sind ausnahmslos verboten.

Die Frauenschleier müssen aus grober Leinwand sein, mit nur ganz schmalen

Spalten für die Augen, damit sie nicht, wenn sie auf der Straße gehen, mit Absicht auf die Männer stoßen.

So will es das Gesetz.

Das Gesetz ist zu achten und zu befolgen, als ob es vom großmächtigen Kalifen Harun-al-Raschid persönlich erlassen worden wäre.

Von seiner Gnade und Ernennung der Großmufti der Stadt Bagdad Scheich Hafis . . .“

Als ob die Pest in der Stadt zu Gast wäre.

Es ist in der Stadt so still geworden, wie auf einem Friedhof.

Die Menschen sind schon einmal so: wenn sie rebellieren, so tun sie es ohne Sinn und ohne Unterlaß, und wenn sie fromm und gehorsam sind, graut selbst der Obrigkeit davor.

Zu dieser Zeit lebte in der fernen Stadt Kairo, der Stadt der Freude und der Fröhlichkeit, des Lachens und der Heiterkeit, des Genusses und der Verschwendung, eine Tänzerin namens Fatima. Sie war unter den Tänzerinnen Kairos rühmlichst bekannt, und die Tänzerinnen Kairos sind ja wieder unter den Tänzerinnen der ganzen Welt berühmt.

Sie hat viel von dem Prachtaufwand, von der Lebenskunst und der Lebenslust der großen Stadt Bagdad reden gehört. Viel auch vom großen Kalifen Harun-al-Raschid, von seinem Glanz, seiner Weisheit, seiner Freigebigkeit.

Und sie beschloß nach Bagdad zu ziehen, um auch dort ihre Kunst zu zeigen.

Weit und beschwerlich war der Weg, aber Fatima, sie achtete nicht darauf.

Sie ließ verkünden, daß die bekannte Tänzerin Fatima aus Kairo eine Kunstreise unternahme.

Ihr Ruhm ging ihr voran. So stieg sie in Alexandrien zu Schiff, in kostbare Ge-

wänder gehüllt, mit kostbarem Schmuck behangen.

Um auf dieser Welt leben zu können, braucht ein Mann gar vieles: Verstand, Kenntnisse, Beharrlichkeit und Emsigkeit. Eine Frau benötigt nur ein schönes Kleid — der Mann beschafft ihr alles andere.



Fatima kannte diese Lebensweisheit. Es ist ihr daher nichts abgegangen am Schiff, wie ihr nichts in Kairo abgegangen war.

Aber vergeblich suchte man sie am Schiff zurückzuhalten. Sie wollte unter allen Umständen nach Bagdad ziehen. Die Beschwerlichkeiten des langen Karawanenweges schreckten sie nicht.

Sie wußte, wer sie heil, gesättigt und zufrieden zur syrischen Küste bringt, der wird sie auch fürsorglich durch die syrische Wüste führen.

Aber die Fetwa, die strenge Fetwa!

Das Gerücht von der neuen Fetwa des Scheichs Hafis verbreitete sich überallhin.

Sie wurde überall besprochen und verurteilt, aber auch gefürchtet. Der Tod drohte einer jeden, die sich gegen die strengen Bestimmungen der Fetwa vergehen würde.

Wäre Fatima weniger schön und mehr klug gewesen, sie hätte es sich sicherlich überlegt. Aber es gebrach ihr nicht an Schönheit, es gebrach ihr an Vernunft. Sie konnte diese gestrenge Fetwa beim besten Willen nicht fassen.

— „Ich soll meine schönen Gewänder ablegen und mich in ein weißes Tuch hül-

len! Ich soll nicht lachen! nicht singen!! nicht tanzen!!! Ja, ist es denn ein Verbrechen, den Menschen etwas Freude und Erheiterung zu bereiten?“

— „Gewiß!“ — antworteten ihre Verehrer ironisch: — „Du bringst die Männer auf lasterhafte Gedanken und mußt dafür büßen!“

— „Lasterhafte Gedanken!“ — wunderte sich Fatima. — „Wie kann ich für fremde Gedanken verantwortlich sein? Ich verantworte nur meine eigenen Gedanken!“

— „Darüber magst du mit dem Scheich Hafis sprechen!“ lachten ihre Verehrer.

Beim Abschiedskuß jedoch waren sie alle betrübt. Denn sie dürften auf ein Wiedersehen mit ihr kaum hoffen.

Anders war Fatima. Sie trat gefaßt und ruhig, ja heiter wie immer, von der

Schiffsgesellschaft zur Karawanengesellschaft über.

Die Anführer der Karawane hatten nur Kopfschütteln übrig, als sie von der Verwunderung über ihre Schönheit zu sich kamen und vom Ziel ihrer Reise erfuhren. Die Sorge um ihr Schicksal wuchs in dem Maße, als Fatima ihren schönen Leib, ihre prächtigen Gewänder, ihren reichen Schmuck bei Tanzproduktionen an Raststationen zeigte und die Anführer der Karawane, wie auch ihre neuerworbenen Verehrer entschlossen sich, ihr zu folgen, um sie in letzter Stunde, und sei es auch mit Lebensgefahr, zu retten.

Es war spät in der Nacht, als die Karawane in Bagdad einzog. Das veränderte Bagdad lag still und finster, wie in Trauer gehüllt. In einem einzigen Hause war Licht. Das war das Haus des Großmufti. Und dahin richtete Fatima, von der ungewohnten Traurigkeit niedergedrückt, ihre Schritte. Unbedacht wie ein Schmetterling ging sie auf das Licht, um nur aus der unheimlichen Finsternis und Lautlosigkeit zu flüchten.

Der Großmufti arbeitete in der Nacht an der Abfassung von verwickelten Erläuterungen zu seiner Fetwa, als er ein leises Pochen an der Tür vernahm.

Erstaunt und erbost zugleich über den Ruhestörer ging er unwillig zur Tür — und schrak zurück.

— — — Ein Weib schleicht in Bagdad in der Nacht herum! Wie ein Wolf zum Jäger läuft, so meldet sich das Verbrechen seinem Verfolger selbst.

„Komm herein!“ sagte schroff der Großmufti.

Fatima folgte gern der Einladung.

„Es ist so beängstigend tot in diesem Bagdad“ — erklärte sie — „daß man sich gerne in das erstbeste Haus flüchtet.“

„Oho!“ — meinte der Großmufti höh-nisch. — „Selbst in das Haus des Großmufti?“

„Selbst in das Haus des Großmufti!“ antwortete ruhig Fatima. „Auch bei ihm kann es nicht so traurig aussehen, wie traurig er durch seine verruchte Fetwa die Stadt gemacht hatte.“

„Gesetze und Hunde müssen böse sein,

wenn man sich vor ihnen fürchten soll!“ erwiderte der Großmufti; ausweichend, da er inzwischen einen Blick auf Fatima geworfen hatte.

„Werde ich also keine Gelegenheit finden können, in Bagdad meine Kunst zu zeigen?“ fragte sie neckisch.

„Deine Kunst? Was für Kunst?“ entgegnete ihr der Großmufti.

„Meine Tanzkunst! Und die Kunst, meinen Leib zu zeigen, ohne daß etwas Anstößiges sichtbar werde.“

„Wie macht man denn das?“ fragte der Großmufti, wobei er den Schirm von der Lampe herunternahm und sie so in ihrem ganzen verführerischen Reiz bewundern konnte.

„Willst du es sehen?“

„Das möchte ich schon sehen!“ erwiderte der Großmufti und schob seine Schriften zur Seite.

„Und die heilige Fetwa?“

Der Großmufti schwenkte mit der Hand.

„Das Gesetz muß wie der Hund, die anderen beißen, seinem Herrn aber willfährig sein. Die Fetwa ist streng. Aber die Fetwa habe ich gemacht.“

„Du?!... Du bist also ... ich bin also ...“

— „Ja! Ich bin der Großmufti und du bist beim Großmufti, in seinem eigenen Hause! Aber bis morgen früh bist du mein Gast. Der heilige Koran schreibt uns nicht nur Keuschheit und strenge Sittlichkeit vor, er schreibt uns auch die Gastfreundschaft vor, und solange du nicht gerichtet bist, bist du mein Gast!“

„Gerichtet!“ Fatima schauerte zusammen. — „Und ich habe immer gehofft, auch in Bagdad wie sonst überall Anbeter und Verehrer zu gewinnen, die mich vor der Unerbittlichkeit deiner Gesetze schützen...“

„Da hättest du dich in acht nehmen sollen und nicht gedankenlos an eine fremde Tür pochen“, entgegnete mehr gutmütig der Großmufti. „Ein Tier, das nicht denkt, läuft immer zum Jäger! — Aber halt ... ich will dich sofort zum Kadi bringen. Beruhige dich und suche deine strahlende Schönheit wieder

zu gewinnen — denn: kann man wissen? Mir gefälltst du. Vielleicht wird deine Schönheit nicht verfehlen, auch auf ihn Eindruck zu machen. Mir wäre es recht. Denn ruhig darf jener Missetäter schlafen, an dessen Missetaten der Richter selbst beteiligt ist!“

Der Kadi war soeben aufgestanden und ging an die Arbeit, Urteile über die morgen zur Verhandlung bestimmten Verhandlungen zu fällen, „um die Angeklagten nicht mit dem Warten auf den Urteilsspruch zwecklos zu peinigen.“ Er legte die Akten verdrießlich fort, da er plötzlich ein Klopfen vernahm.

Wer mag das sein? — tief in der Nacht — dachte mißmutig der Kadi. Wer wird in Mißachtung der heiligen Fetwa in der Nacht herumschlendern?!

Die Antwort auf seine Gedanken ward ihm sofort, als er vor der Tür den Großmufti erblickte.

„Ich komme“ — begann der Großmufti nach der üblichen Begrüßung — „ich komme, dir einen Fall anzuzeigen, der keine Aufschiebung duldet. Das da, das ist ein Frauenzimmer, das sich in der Nacht zu mir schlich — ganz wider die guten Sitten und das Gesetz und, was am wichtigsten ist, in offenkundiger Mißachtung meiner heiligen Fetwa. Ich habe das Weib ohne viel Gespräch gepackt und zu dir gebracht. Ich habe es auch unterlassen, sie näher anzuschauen und näher auszufragen, denn ich weiß, daß du deines Amtes waltest, wie kein zweiter, und ich verlasse mich ganz auf dich.“

Der Kadi war mit den Lobhudeleien sehr zufrieden, brachte die Frau in sein Zimmer und schickte sich an, alle ihre Verbrechen auf einen großen Bogen aufzuzeichnen, und so sich selbst zu bestätigen, daß das Lob, das ihm zuteil wurde, gerechtfertigt war.

Nun gab die Frau auf seine erste Frage nach Herkunft und Beschäftigung keine andere Antwort, als daß sie zu tanzen und mit ihren Arm- und Fußbändern zu klingeln begann.

Ob ihrer Schönheit wegen, oder ob ihres Wagemutes erschrocken, der Kadi wußte sich nicht anders zu helfen, als sie in seine

Arme zu schließen und sie so bis zum frühen Morgen festzuhalten.

In derselben Nacht schliefen die Anführer der Karawane und die zahlreichen Verehrer Fatimas nicht, sondern suchten nach Mitteln, sie vom sicheren Tode zu retten.

Zwei wagemutige junge Leute folgten verstoßen dem Schatten Fatimas, und berichteten an die Anführer der Karawane von den nächtlichen Vorkommnissen.

Am frühen Morgen begab sich eine Abordnung direkt zum Schlosse Harun-al-Raschids mit dem Verlangen, der weise und großmächtige Kalif wolle Recht und Gerechtigkeit walten lassen: eine Tänzerin sei in der Nacht aus ihrer Karawane entführt und sei, wie verlässliche Späher feststellen konnten, in zwei genau festgestellte Häuser gebracht worden.

Als der große Kalif Harun-al-Raschid von diesem frevelhaften Bruch der Gastfreundschaft hörte, kannte sein gerechter Zorn keine Grenzen und er ging sofort auf den Marktplatz, um über die Frevler persönlich Gericht zu halten.

Ihm folgte eine große Menschenmenge, worunter sich auch die vielen Verehrer Fatimas aus der Karawane befanden.

Auf dem Platz angelangt, nahm der große Kalif vor dem Throne feierlich Aufstellung und verkündete laut:

„Im Namen Allahs, des Einzigen und Gerechten, erkläre ich die Sitzung des Obersten Gerichtes für eröffnet. Möge sie ebenso gerecht und weise sein, wie Allah!“

Darauf nahm er auf seinem Throne Platz und gab allen ein Zeichen, sich niederzulassen.

Als wieder Ruhe eingetreten war, begann er:

„Willkommene und teure Gäste aus dem Westen führten soeben bei mir bittere Klage, daß ein Weib aus ihrer Karawane in der Nacht entführt worden sei. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Bagdader eines solch frevlen Bruches der Gastfreundschaft fähig wäre. Aber es wurden mir zwei Häuser angegeben, in die das Weib gebracht wurde. Die Wesire, die ich zur Besichtigung der Häuser herausschickte, müssen gleich da sein!“



Als die Menge die Worte des großen Kalifen vernommen hatte, ergriff auch sie Empörung und Entsetzen und nur ein Wunsch wurde bei allen laut: die Missetäter kennenzulernen und an deren Hinrichtung ihren Zorn zu besänftigen.

Und als die Wesire erschienen, streckten sich alle Häse nach ihnen und keuchende Unruhe erfüllte den Platz.

Die Ungeduld des Volkes wuchs ungeheuerlich, als es eine ungewohnte starke Bewegung in der nächsten Umgebung des großen Kalifen wahrnahm.

Mit veränderter Stimme und verändertem Blicke sprach dieser:

— „Das Weib trete hervor und erzähle, was es weiß!“

Fatima trat in ihren anschmiegenden Gewändern vor den Thron des großen Kalifen, verneigte sich und begann:

„Es zog mich, deine Stadt Bagdad anzusehen. Und da die heilige Fetwa das Betreten der Stadt in diesen Gewändern mit dem Tode straft, so mußte ich meine Absicht in der Dunkelheit der Nacht und verstohlen ausführen.“

„Wieso bist du dann in das Haus des Großmufti gelangt?“ — fragte der große Kalif.

„Aus unheimlicher Furcht und Müdigkeit. Es war das einzige Haus, das in der Nacht beleuchtet war.“

„Und wieso bist du weiter in das Haus des Kadi gelangt?“

„Der Großmufti hat mich hingeführt, damit ich gerichtet werde.“

„Gerichtet?! Wofür?“ rief der große Kalif.

Fatime zuckte die Achseln.

„Für meine Tanzlust, für meine anschmiegenden Gewänder, für meinen kostbaren Schmuck ... für die Mißachtung der heiligen Fetwa.“

Der große Kalif wandte sich zu seiner Rechten, wo der Großmufti saß.

„Bist du wirklich dieser Meinung?“ fragte er ihn.

„Ja!“ — sprach der Großmufti fest. „Das Weib müsse gerichtet werden!“

„Und du, bist auch du dieser Meinung?“ wandte sich der große Kalif zu seiner Linken, wo der Kadi saß.

„Ja!“ antwortete überzeugt der Kadi. „Für ihr Vergehen wider die heilige Fetwa ist das Weib zu steinigen!“

Der große Kalif dachte nach und sprach:

„Auch ich schließe mich dem Spruch des Obersten Richters an, wonach die fremde Tänzerin mit Steinen zu bewerfen ist. Wer macht den Anfang? Den Anfang mache du!“ wandte er sich wieder zum Großmufti. „Auf deinem Turban glänzt ein prächtiger schwarzgrüner Smaragd, die Farbe des Propheten. Nimm den Stein herunter und wirf ihn auf die Tänzerin!“

„Jetzt kommst du!“ wandte er sich zum Kadi. „Hart ist deine Pflicht und blutig glänzt auf deinem Turban ein riesiger Rubin. Wirf ihn auf die Tänzerin!“

„Nimm diese Steine und behalte sie zum Andenken an die Gnade deines Kalifen, an die Frömmigkeit seines Großmufti und die Gerechtigkeit seines Obersten Kadi!“

So hielt der weise Kalif Harun-al-Raschid sein Gericht, Allah, dem Einzigen und Barmherzigen zum Ruhme.

Seit jener Zeit — sagt man — ist es Sitte geworden, schöne Frauen mit Steinen zu bewerfen.

Aber der Großmufti hat noch am selben Tage seine heilige Fetwa abgeschafft.

Auf die erstaunten Fragen des Kadi und der Wesire, meinte er gelassen:

„Das Gesetz ist wie ein Hund. Er hat die anderen zu beißen und seinen Herrn vor Schaden zu behüten. Wenn er aber seinen eigenen Herrn anfällt, so schmeißt man den Hund hinaus.“





NUR EINE NACHT...

SKIZZE VON ERICH EFFLER

Ich sitze an meinem Schreibtisch und sinne. Der erwachende Frühling macht mich arbeitsunlustig. Mir fällt nichts ein. Ich blicke traumverloren in die Sonne, deren Strahlen von Tag zu Tag mehr wärmen. Ich fühle mich wohl in dieser Sonne. Durch das geöffnete Fenster dringt frischer Erdgeruch ins Zimmer — jener Geruch, von dem ich behaupte, er reize die Sinne auf und erwecke Verlangen und Sehnsucht.

Ein Vögelchen jubiliert... irgendwo spielt jemand Klavier... spielende Kinder lärmen auf der Straße... Und ich lasse meine Gedanken wandern. Sie wandern zehn Jahre zurück. Was sind zehn Jahre? — Eine ganz, ganz kurze Zeitspanne für die Welt — eine Unendlichkeit oft für den Einzelnen.

Und plötzlich verdichten sich die Erinnerungen des Jahres, nehmen eine bestimmte Gestalt an. „Da bist du ja wieder, kleine Lo,“ denke ich gerade, da lacht mich auch schon das goldige Geschöpf mit seinen

unergründlichen Grauaugen an und öffnet den vollen, ein wenig sinnlichen Mund. „Tag, Schreiberlein!“ lacht es. „Denkst du noch alleweil mein?“ „Wie sollte ich dich, geliebtes Wesen, vergessen, das mir Glück brachte und die Unruhe ließ! — Weißt du noch? ... Aber komm, schau — setz dich ein bisschen her zu mir, wir wollen plauschen mitsammen! — Weißt du noch, wie wir uns kennenlernten? Wo war's doch gleich? Richtig — im D-Zug nach Goslar war es. Du warst ein lieber, stummer Reisekamerad. Im Netz über deinem blonden Wuschelkopf lag deine Laute. Also ein Bruder Lustig oder eine Schwester Frohsinn dachte ich gleich, und überlegte wie ein Schuljunge, wie ein Gespräch mit dir in Gang zu bringen wäre. Dein Hunger wurde mein Bundesgenosse; ich half dir dein Gepäck herunternehmen und dann fingen wir an, uns zu unterhalten. Du warst lustig, aber doch nicht so seicht, so oberflächlich, wie die meisten deiner Geschlechtsgenossinnen — du

gefielst mir! — Weißt du noch, wie du dich sträubtest, als ich dir die Zigarette anbot? Und dann qualmtest du wie ein eingefahrener Ozeandampfer. Kleines Mädel, wie du mir gestandest, hattest du erst Angst gehabt, Vaters Blick könnte dich strafen — deine erste Reise allein — die Glückseligkeit der Freiheit war dir noch nicht bewußt geworden! —

Und dann kamen wir in Goslar an. Ein wunderschöner, lauer Frühlingsspätmittag war es. Ich fragte, wohin du wandern wolltest und es stellte sich heraus, daß unsere Ziele die gleichen waren.

Da schlossen wir Kameradschaft. — Und wir beschlossen, die Wanderung gemeinsam zu machen. „Morgen werden wir durch Ockertal gehen — morgen — oh, wie freue ich mich darauf! Papa sagt, es sei wundervoll!“ jubeltest du. Dann gingen wir in eines der Hotels am Marktplatz, ersuchten um Nachtquartier. Dienstbeflissen führte uns der Kellner eine schmale Stiege hinauf — du lachtest über das Knarren und Ächzen der Stufen — dann schloß er ein Zimmer auf. Ich jubelte innerlich. — Wie leicht machen uns die Menschen die Erfüllung der geheimsten Wünsche! — War das Zusammensein mit dir bis zu dieser Sekunde eigentlich schon ein geheimer Wunsch gewesen? — Ich weiß es nicht — ich glaube es auch nicht. — Aber in dem Augenblick, als ich das hübsch möblierte Zimmer sah, da ich zwei Betten einladend nebeneinander stehen sah, da wurde es Wunsch. — Eigentlich toll von dem Kellner, in uns beiden jungen Menschenkindern, die kaum der Schule entwachsen waren, ein Ehepaar zu wittern. Ich war ja noch fast ein Knabe, wußte nichts von der Liebe des Weibes, die sich mir noch nicht erschlossen hatte, ahnte nur etwas Beseligendes und — sehnte mich danach, das alles kennenzulernen. Scham hinderte mich, glaube es mir, Lo, den Kellner aufzuklären.

„Sind gnä' Frau zufrieden?“ fragte der Kellner. — „Gnädige Frau“ — wie sonderbar das klang. — Ich dachte an die Mädels, die ich daheim kannte, mit denen ich harmlos flirtete, — zu keiner paßte die Anrede so gut, wie zu dir! — Gespannt blickte ich auf dich. Was würdest du sagen — würdest du meine geheimen Wünsche, die so schnell aufgestiegen waren, zerstören? Hast du in meine Augen geblickt, in meinem Herzen gelesen, du liebes Mädel du, als du leise errötend dem Kellner durch ein leises Nicken des Kopfes dein Einverständnis erklärtest?

Gepriesen sei der Mann. — Er ging, diskret lächelnd. Oder war es Unverschämtheit — hatte er die Situation durchschaut? Erwartete er ein gutes Trinkgeld? — Wir waren allein. Ich lachte laut auf, als du in lieblicher Schüchternheit sagtest: „Das geht doch nicht!“ — Weshalb sollte es nicht gehen?! Unsere Lage war Kismet — Schicksal, gegen das man sich nicht wehren konnte. Ich tröstete dich — ich sei Kavalier — du habest nichts zu befürchten. — — —

Dann gingen wir in die Gaststube zum Abendessen. Ich raunte dir zu: wir müssen unsere Rolle vor den Leuten weiterspielen. Da tranken wir auf Du und Du und schlossen Freundschaft. Der dicke Wirt kam mit dem Fremdenbuch. Da trug ich keck meinen Namen ein und setzte darunter: „mit Frau“. Das ging sehr leicht. Die kleine Kapelle spielte lustige Weisen, lustige Menschen rings um uns. Wir genossen die Stunde, dachten nicht an die Vergangenheit und Zukunft. Der Wein löste die Zunge und ließ das junge Blut schneller kreisen.

Dann standen wir auf und gingen auf unser Zimmer! Du wolltest, ich sollte kein Licht machen, wolltest dich mit den Kleidern ins Bett legen. Ich redete dir wie einem kleinen Kinde zu. Endlich sahst du das Törichte ein — die Abenteuerlust siegte — genau wie zuvor der Stolz, als Frau angeredet zu werden, dich bewogen hatte, dem Kellner gegenüber zu schweigen...

Hastig bandest du die Schuhe auf, verlegen, ohne ein Wort zu sagen, streiftest du die Kleider ab, die raschelnd zur Erde fielen. Ich wagte nicht, zu dir hinüberzublicken und zwang mich zur Ruhe. Plötzlich stampftest du mit dem Fuße auf — ein Band hatte sich verknotet und du konntest es nicht lösen. Ich bot meine Hilfe an. Erst lehntest du ab — weißt du noch, wie sehr ich bat? — Dann gabst du verzweifelt deine Einwilligung.

Das elektrische Licht flammte auf und — du warfst dich in dein Bett — preßtest den Kopf in die Kissen und — schluchzttest. Als ich dich so vor mir sah, als meine Hand in deinem seidenweichen Blondhaar wühlte, als ich in dem Bestreben, dich aufzurichten, über deine bebenden Brüste leise mit der Hand streifte, — — — da war es bei mir mit dem letzten Rest von Besonnenheit vorbei. Ich zog, nein, ich riß dir die Kleider vom Leibe und eine Sekunde lang lagst du in göttlicher Nacktheit vor mir. — Nur eine Sekunde lang, dann hattest du dich in die Betten eingewühlt — aber diese Sekunde hatte den



Mann in mir geweckt. Begehren machte mich sinnlos — die Natur forderte, was mir deine Keuschheit verwehrte...

Es wurde eine köstliche, unvergeßliche Nacht. Unter meinen Küssen schmolz deine Eiskühle und du schmiegtest dich zärtlich in meinem Arm. Du gabst mir alles — dich selbst — deine Seele... Aus Kameradschaft, Freundschaft wurde Liebe. Was unbewußt, unerweckt in uns geschlummert hatte, ersehnte letzte Erfüllung. Dein Sträuben wich allmählich einer gewährenden Glückseligkeit. Dein Schluchzen ging in Jubel über und deine Küsse schienen mir das Blut aus dem Herzen zu saugen.

Erst als die Dämmerung den neuen Tag ankündigte, schlief ich ein. Ich habe dir ewige Treue, nie endensollende Liebe geschworen, weißt du es noch, kleine Lo? —

Nach vielen, vielen Stunden wachte ich auf; der Kopf schmerzte mich. Wo war ich? — Ach so! — Allmählich besann ich mich und

blickte zu Dir hinüber. Zu dir? — Du warst fort — verschwunden — ohne Abschied in aller Frühe gegangen — hattest dem Kellner irgend eine nichtige Lüge erzählt! — — — Weshalb bist du damals von mir gegangen, kleine Lo? Hattest du Angst vor dem wilden Knaben — hatte dich die ernüchternde Reue gepackt? — Nur eine Nacht hattest du mir geschenkt! — Den Himmel hattest du mir auf Sekunden erschlossen, um mich dann wieder auf die raube Erde zu schicken... Das war nicht recht, kleine Lo — aber nun bist du wieder bei mir, wirst mich nicht mehr verlassen?!? — — —

Da schrillt das Telephon. Ich schrecke zusammen. Frühlingssonnenschein umspielt mich. Ich hatte geschlafen... geträumt... Kleine blonde Lo, du bist für immer für mich verloren. — Du meine erste Liebe...

Vieler Frauen Liebe habe ich inzwischen genossen — aber keine war so beseligend, wie die deine. Bist du glücklich geworden? Wo bist du, kleine Lo?...

DAS HINKENDE GESPENST

VON J. JOSEPH-RENAUD

Deutsch von E. GOLDENBERG

Ich wohnte damals auf dem Gipfel von Montmartre, in der rue des Saules. Denn meine bakteriologischen Studien erforderten ein ziemlich geräumiges Lokal und meine Mittel einen mäßigen Zins. Für fünfzehnhundert Franken jährlich bewohnte ich eine große vermoderte Baracke und ich verbrachte dort eine der glücklichsten Perioden meines Lebens! Was für eine prächtige Arbeit das war!...

Dank der kleinen Erbschaft von meinen Eltern war ich nicht auf die Patientenzucht angewiesen. Aber immerhin hatte ich einige Kranke zur Behandlung...

Das Viertel entzückte mich. Der Hügel war damals noch eine erquickend provinzierische Vorstadt; das Sacré-Coeur begann kaum aus einem Gewirr ungeheurer Balken zu erstehen. In den gewundenen Gäßchen wucherte das Gras auf dem Pflaster. Gärten, Grundstücke trennten die niedrigen kleinstädtischen Häuschen von einander. Blaue, gelbe rote Papierdrachen stiegen mit den langen Schwänzen schräg gegen Himmel. Geflügel gluckste hinter jeder Mauer. Beim Vorübergehen drang aus Ställen der gesunde warme Geruch der Streu... Abends war das Dunkel merkwürdig unheimlich auf diesem verlassenem Gipfel, wo kaum einige Petroleumlämpchen hier und da flackerten... Das hat sich alles sehr geändert! Ich mußte kürzlich da hinaufsteigen und erkannte die großen Straßen gar nicht mehr, die erweitert, reguliert zwischen hohen Zinshäusern laufen... Wo ist mein malerischer Montmartre von damals geblieben?

— — — — —
Eines Sonntags nachmittags saß ich rauchend und lesend da, als es klingelte. Meine Aufwartefrau führte einen Kammerdiener herein, dessen Herrn ich bei einem Typhus behandelt hatte und den ich ge-

rettet geglaubt, als er plötzlich an Darmblutung starb. Ich hatte diesen Burschen seither zweimal als Aushilfsdiener verwendet, wenn ich Kollegen bewirtete und wußte, daß der stämmige Mensch aus dem Franche-Comté gebürtig war.

„Guten Tag, Felix... Was gibt es?“

„Ich möchte gern... eine Unterredung mit dem Herrn Doktor haben.“

Ich schickte die Aufwartefrau hinaus.

„Ich komme zum Herrn Doktor, weil ich weiß, daß er nicht wie die anderen Ärzte ist...“, sagte er mit geheimnisvoller und unruhiger Miene. „Und weil der Herr Doktor sich mit anderen Wissenschaften befaßt und Entdeckungen sucht... Nämlich: bei uns gehen ungewöhnliche Dinge vor...“

„Sind Sie immer noch bei Frau Maillard bedienstet?“

„Ja, ganz wie zu Lebzeiten von Herrn Maillard... Die gnädige Frau hätte mich wohl entbehren können, aber da der Gärtner nicht im Hause schläft, muß doch ein Mann da sein... In diesem Viertel... Und dann ist die gnädige Frau krank... herzleidend... Aber sie läßt einen anderen Arzt kommen, nicht den Herrn Doktor, weil sie sagt, daß Sie sie zu sehr an den Tod ihres Mannes erinnern...“

Der Verstorbene, ein ehemaliger Börseaner, dem man das linke Bein amputiert hatte, bewohnte eine luxuriöse Villa, die die Laune eines Malers auf dem Gipfel von Montmartre hatte erstehen lassen, inmitten eines großen Grundstückes, das in einen kleinen Park umgewandelt und mit hohen Mauern abgegrenzt worden war. Der Maler hatte entweder aus Überdruß oder wegen Geldmangels das Ganze Herrn Maillard zu einem sehr geringen Preis überlassen.

„Und was für außergewöhnliche Dinge betreffen Ihre Anspielungen?...“

Ich lächelte zwar, aber ich war auf einen ernst zu nehmenden Bericht gefaßt. Dieser Bursche, den ich während der Krankheit seines Herrn hatte beobachten können und später bei mir, war intelligent und ziemlich gebildet...

„Also gestern, Samstag abends hat sich folgendes abgespielt... Wir waren schon längst mit dem Speisen fertig und hielten uns länger in der angenehmen Wärme der großen Küche auf, Jacques, der Kutscher, Louise, die Köchin, und ich. Wir redeten nichts, oder wir redeten von gleichgültigen Dingen... Wie immer, wenn man sich etwas Besonderes zu sagen hätte... Ein Mißbehagen schwebte zwischen uns... Ach ja, wir hätten uns Dinge zu sagen gehabt, Dinge, von denen jeder glaubte, er sei der einzige, der sie wisse!... Aber wir schreckten davor zurück zu reden!...

Endlich kam es auf folgende Weise zur Aussprache: Jacques, der Kutscher, der ein mißmutiges Gesicht aufsetzte, wie schon seit mehreren Abenden, besonders wenn es zum Fortgehen kam, nahm eine Flasche und schenkte sich ein großes Glas voll. Die Köchin... die sich für ihn interessiert, Herr Doktor, sagte darauf:

„Aber was ist denn das, Jacques? Wollen Sie sich jetzt dem Trunk ergeben?“

„Das tue ich nur, weil mir das Sicherheit zum Heimgehen gibt...“ antwortet er.

„Sie fürchten sich?... Ein großer Kerl wie Sie...“ gibt Louise zurück.

Und er meint:

„Oh... vor den Strolchen von Montmartre habe ich keine Angst...“

Bei diesen Worten haben wir uns alle mit einem Schauer angesehen und schwiegen, so daß wir das Tick-Tack der Kuckucksuhr dröhnend vernahmen...

„Was willst du damit sagen?“ fange ich an, wider Willen ganz leise redend...

Und Jacques antwortete noch leiser, so daß wir über dem Tisch unsere drei Köpfe ganz nahe zusammenstecken mußten und erzählte folgendes, was die reine Wahrheit ist, Herr Doktor:

„Nun also!... vor drei Monaten ging ich zu dieser Zeit durch den Garten und bemerkte, daß irgendwer ins Gebüsch schlüpfte... ich glaubte, es sei ein Übel-

täter und verbarg mich in der Allee des Irrgartens, um ihm aufzulauern. Der Mond schien durch das Gewölk, man konnte den ganzen Garten deutlich ausnehmen... Nun, nicht wahr, unser Dienstgeber, Herr Maillard, ist doch regelrecht tot?... Wir haben seine Krankheit mit angesehen... haben ihn auf dem Totenbett, ganz mager und ganz gelb gesehen... Wir sind seinem Leichenzug gefolgt, wir haben gesehen, wie man ihn auf dem Montmartre-Friedhof ins Grab senkte, wir haben Weihwasser hineingesprengt... Wir wissen das alles ganz sicher... Und doch ist es der gnädige Herr, den ich vorübergehen sah!“

Herr Doktor, Sie können es mir glauben, daß unter uns dreien eine unheimliche Stille entstand, die ein paar Sekunden andauerte. Dazu rüttelte der Herbstwind gespenstisch am Fenster. Im November ist man gegen Spuk nicht unempfindlich. Endlich trank Jacques wieder einen Schluck und erzählte weiter:

„Ja, große Wolken verdeckten den Mond zum Teil, aber es war kein Irrtum möglich, es war seine Gestalt, sein Gang... er schleppte sein Holzbein schwerfällig nach... nur machte er kein Geräusch, als wäre er nichts als Dunst. Es war nur eine graue, leichte Form, aber es war trotzdem er... Plötzlich war er verschwunden... Ich bin mehr als eine Stunde dort geblieben, vor Kälte klappernd, ohne mich fortzuwagen und ohne etwas Weiteres zu sehen. Und alle Türen und Läden des Hauses waren doch verschlossen... Und seit jenem Abend... habe ich Angst im Garten!...“

Und Louise mit ihrem Burgunder Akzent fügte hinzu:

„Ah!... Sie haben ihn gesehen... Nun also, ich auch!“

„Und ich.“

„Alle drei also!“

„Wie das?“ fragte Jacques.

„Ja... ich klopfe doch jeden Morgen die Teppiche im Garten aus... und da habe ich Fußspuren gesehen... die Abdrücke von Sohlen, einen hinter dem andern und daneben jedesmal ein runder Abdruck, wie von einem Stock, den man

in den Boden versenkt hätte ... ja, das Holzbein! ...

Und Louise begann wieder:

„Sie verschließen zwar abends die Türen und die Läden, Felix, aber es scheint ... daß manche doch hindurch können! ... Der Leuchter und die Streichholzsachtel, die sich immer auf dem Tischchen im Vorraum befinden, habe ich schon ein paarmal weggerückt und benützt gefunden, wenn ich hinunter kam — die Kerze und die Zündhölzchen waren angezündet und so wieder hingestellt worden, wie der gnädige Herr es zu tun pflegte ... Und dann noch etwas: Ihr wißt, er hatte so seine kleinen Eigenheiten: wenn die beiden Statuen auf dem Kamin gerade standen, dann schob er sie immer nach der Seite zu und zankte uns aus. Seit er tot ist stelle ich sie immer gerade ... ich finde das schöner ... Nun, wenn ich in der Frühe Kerze und Zündhölzchen benützt finde, dann stehen auch die kleinen Statuen schräg!“

„Also ... kommt er wieder?“ hauchte Jacques und seine Stimme war heiser vor Furcht.

Niemand antwortete. Es rieselte uns eisig über den Rücken. Louise, die sonst so rotbackig ist, war weiß wie ein Tisch-tuch. Wieder entstand eine Stille, wissen Sie, Herr Doktor, so eine Stille, die an den Tod denken läßt ...

Und dann ... ich versichere Ihnen, daß wir nicht träumten ... dann ... hörten wir in der Lautlosigkeit der großen wiederhallenden Wohnung in der Ferne, über uns oder unter uns, rechts oder links, oder in den Mansarden (wo es war, konnten wir nicht ausnehmen, aber im Hause war es bestimmt), kurz, da hörten wir ein leichtes Geräusch, das uns in ein namenloses Entsetzen stürzte: das Geräusch der Schritte des gnädigen Herrn! ... Den schleppenden Gang seines Fußes und das harte Aufstoßen seines Holzbeines! ...

Nach einigen Sekunden wurde es wieder still und wir wagten es bis zum Morgen nicht, die Küche zu verlassen, halb irr-sinnig vor Angst ... Dann untersuchten wir das Haus von oben bis unten: aber die Türen und die Fenster waren herme-

tisch verschlossen ... Ich habe den beiden anderen eingeschärft, vorläufig Still-schweigen zu bewahren, ich habe die Fuß-spuren verwischt ... und kam, Sie aufzu-suchen, Herr Doktor. Was halten Sie davon?“

„Mein Junge, Ihr waret alle der Spiel-ball von Sinnestäuschungen ... Oder hat sich ein Spaßvogel auf euere Kosten einen Witz gemacht ...“

„Sinnestäuschungen? ... Herr Doktor, ich habe schon einiges darüber in den Zeitungen gelesen ... es ist doch nicht gut möglich, daß drei Personen zu verschie-dener Zeit verschiedene Sinnestäuschungen haben können, die sich nichtsdesto-weniger auf dieselbe Sache beziehen ... Ein schlechter Spaß? Niemand kann ins Haus eindringen, nicht einmal in den Park! ... Also?“

„Ihr habt euch durch Kleinigkeiten ins Bockshorn jagen lassen ... Was soll ich denn eigentlich in der Angelegenheit tun?“

„Würde der Herr Doktor einwilligen, heute abends im Park mit mir auf der Lauer zu liegen?“

Ich hielt kindischerweise das „Nein“, das schon auf meinen Lippen schwebte, zurück. Welcher Positivist hat sich nicht schon verleiten lassen, eine Hellseherin, eine Kartenaufschlägerin zu befragen oder einer spiritistischen Sitzung beizuwoh-nen? ... Und dann harrte Felix so ge-spannt auf meine Antwort! ... Mich in Gedanken selbst verspottend, erwiderte ich:

„Gut, abgemacht! Ich willige ein!“

Er verabschiedete sich voller Ent-zücken.

„Ich werde den Herrn Doktor um zehn Uhr abholen.“

*

Am Abend hörte ich die Glockenschläge mit Bedauern. Die Lampe erhellte das warme Zimmer mit sanftem Licht. Ich war in ein anziehendes Buch vertieft. Draußen heulte der Novemberwind um die Dächer. Enorme Wolken jagten ein-ander an dem zerrissenen Himmel, den zeitweise der Mond beleuchtete. Das war ja eine reizende Nacht zum Aufenthalt im Freien!





„Ich komme etwas verspätet, weil es der gnädigen Frau heute abends sehr schlecht geht. Sie hat starke Erstickungsanfälle... Ich bedauere sehr, daß das Wetter so abscheulich ist. Der Herr Doktor soll sich nur gut verwahren!“ sagte Felix.

In seinem etwas verzerrten, glatt-rasierten Gesicht funkelten die Augen unheimlich.

Wir gingen hinaus. Die Gäßchen waren verödet. Bald umgingen wir die phosphoreszierende Unendlichkeit von Paris,

die zu unseren Füßen brauste, dann die riesigen Pforten des Sacré-Coeur. An der Ecke der rue de la Barre rüttelte der eisige Wind an einem jämmerlichen Laternenpfahl. Nach der Place du Tertre erhob sich eine lange Mauer aus dem Dunkel, oberhalb derselben zeichneten sich Bäume am Himmel ab, die ihre nackten schwarzen Wipfel hin und her bewegten. Plötzlich bot sich ein Gittertor dar.

„Es ist der einzige Eingang... Gestatten Sie, Herr Doktor...“

Felix öffnete schweigend das Tor. Er verschloß es dann, indem er den Schlüssel zweimal herumdrehte, dann schob er noch einen starken Riegel vor und führte mich unter großen Vorsichtsmaßregeln langsam zu einem Gebüsch, wo unser zwei Sessel und Decken harnten. Wie alle Grundstücke auf Montmartre war der kleine Park abschüssig und wir konnten ihn von unserem Versteck aus zur Gänze überblicken. Das Meeresbrausen, das aus der Stadt aufstieg, die verzweifelten Pfiffe entfernter Züge unterbrachen die Stille kaum. Rechts von uns schlummerte das große, viereckige dunkle Haus mit all seinen geschlossenen Fenstern. Wenn das Wolkengetümmel zeitweise den Mond nicht trübte, konnten wir den Moulin de la Galette mit seinen unbeweglichen schwarzen Flügeln sehen und nach Clichy abfallend ein Gewirr von zahllosen blauen Dächern.

Nebel stiegen auf.

Zuerst waren wir ganz Auge und Ohr. Aber meine Gedanken schweiften umher. Wie dumm ich doch gewesen war! überlegte ich. Hatte ich mir denn eingebildet, die Gespenster würden auf Montmartre erscheinen wie auf den Wällen von Helsingör? Sollte ich wie Hamlet irgendein unbekanntes Opfer zu rächen haben? Haha!... Wenn nur Felix die Geschichte von der Gespensterjagd für sich behielte!...

Nach einer halben Stunde schweigender Betrachtungen erschienen mir die Minuten endlos. Die Aufmerksamkeit meines Gefährten, die sich zuerst mit äußerster Anspannung auf die dunkle Perspektive des Parks gerichtet hatte, fing an nachzulassen. Wir begannen mit leiser Stimme zu plaudern. Ich ließ mir von Felix, der in Tonkin gekämpft hatte, Geschichten von Seeräubern, von Kämpfen in den Reispflanzungen erzählen. Die rotglühende Spitze der Zigarette unter meinem Hut verbergend, rauchte ich. Und dann ließ ich mich gehen, mit aufgestelltem Kragen und gut in meine Decke gehüllt, nickte ich ein...

Plötzlich öffnete ich wieder die Augen, als hätte ich ein Signal erhalten...

Vor meinem Blick dehnte sich ein viereckiges Stück Rasen aus, das Gebüsch und die Ecke des Hauses umsäumte. Das Mondlicht sickerte spärlich durch und der Nebel hatte zugenommen. Trotzdem konnte ich den Platz deutlich ausnehmen und er war leer. Einen Augenblick später befand sich eine Silhouette darauf, ohne daß mein starr dahin gerichteter Blick sie hätte auftauchen gesehen: es war die Silhouette eines Mannes mit einem Stelzfuß!...

Das Gesicht von Felix war verzerrt von Entsetzen und Willensanstrengung, er keuchte:

„Laufen wir dahin!“

Wir stürzten davon. Das geheimnisvolle Wesen verschwand in einem Gebüsch, das sich neben der den Park umgebenden Mauer befand... Die Macht unseres Ansturmes auf dem abschüssigen Terrain schleuderte uns förmlich in dieses Gebüsch, das wir frenetisch durchsuchten, aber leer fanden!...

Unsere Stöcke wühlten vergeblich in allen dunklen Winkeln.

„Er ist durch die Mauer... Gespenster können überall hindurch. Kommen Sie!“

Und Felix führte mich zum Gittertor, das er rasch öffnete. Von der Schwelle aus bemerkten wir in der dunklen Tiefe der Gasse einen Schatten, der den rötlichen Lichtkreis einer Laterne passierte.

Wir rannten aus Leibeskräften. Aber das hinkende Phantom gewann uns gegenüber einen Vorsprung, scheinbar ohne sich zu eilen. Es durchmaß Gäßchen auf Gäßchen, als sei es sich der Verfolgung gar nicht bewußt, mit einer verblüffenden Geschwindigkeit. Der Nebel nahm immer mehr zu, Häuser, Ecken, Pfähle, Bäume, alles bildete nur noch ungewisse Umrisse; ein Augenblick der Verzögerung und wir büßten jede Chance ein! Das war eine Hetzjagd, bei der unsere Lungen, trotz der schmerzhaften Beschleunigung ihrer Funktion, nicht genug eiskalte Luft einatmen konnten... Was für eine Macht war es denn, die uns vorwärts trieb?

Ich glaube, daß wir keuchend und erschöpft den ganzen Montmartre abliefen! Zweimal gewahrten wir die brausende,

phosphoreszierende, ungeheure Ausdehnung von Paris und den Gipfel der Stiegen, die zwischen einer doppelten Laternenreihe steil bis zum Marché Saint Pierre führen... Ich kann mich nicht mehr recht entsinnen... kaum einiger flüchtiger Einzelheiten... Aus den Hütten, an denen wir vorüberkamen, tönte das drohende, heisere Gebell der Bluthunde. An den Straßenecken peitschte eisiger Wind unsere schweißbedeckten Gesichter... Und das hinkende Gespenst schien sich weder zu beeilen noch einen bestimmten Weg zu verfolgen... ein wildes Tier vermag es nicht besser, sich schlecht trainierte Hunde vom Leib zu halten... Das mußte doch ein Mensch sein, kalkulierte ich, ein Verbrecher, ein Verrückter...

Endlich schien er sich für die rue Caulaincourt zu entscheiden, die damals nur ein schmutziger Weg war. Wir konnten seinen krüppelhaften Gang hier besser verfolgen als in dem Winkelwerk auf der Höhe. Neben den vereinzelt Laternen hoben sich die Bäume deutlich vom Nebel ab. Die Morgendämmerung mußte nicht mehr weit sein, denn ich erinnere mich der beleuchteten Gastwirtschaften im Erdgeschoß einiger Häuser. Aus einer derselben trat ein Erdarbeiter heraus; das hinkende Gespenst glitt an ihm vorbei, ohne daß er es anscheinend merkte. Beim Vorübergehen fragte ihn Felix: „Der Mann... der Mann... da... der eben vorbeiging?“

Der andere nahm die Hände aus den Taschen seiner Samthose, die breit war wie ein Rock und nahm eine fast abwehrende Haltung an:

„Was für ein Mann?... Wer denn?... Ihr seid wohl besoffen.“

Wir hatten unseren Lauf inzwischen wieder aufgenommen.

Ein wenig tiefer verschwand der Verfolgte plötzlich unter dem Gerüst eines im Bau begriffenen Hauses. Im ungenügenden Licht der vorschriftsmäßig daselbst angebrachten roten Laterne, stolperten wir zwischen riesigen Steinwürfeln, Pfosten, Sandhaufen und Ziegeln herum. Plötzlich riß mich Felix heftig zurück. Der feste Grund hörte auf, ein Schritt weiter und

wir wären gestürzt. Eine ungeheure Kluft tat sich auf... Trotz des Nebels und des anhaltenden Dunkels unterschieden wir zehn Meter unter unseren Füßen den Mortmartre-Friedhof mit seinen Zypressenpflanzungen und der Gräberstadt.

„Hier... hier hinunter!“ schrie Felix.

Tatsächlich tauchte die Spitze einer Leiter neben uns auf; er selber hatte dieselbe schon erklettert... ich folgte ihm... Die Tiefe verlor sich grausig im Dunkeln und mit ruhigem Blut hätte ich es wohl nie gewagt, hinabzusteigen. Aber ich befand mich in jener Erregung, wo man wie ein Nachtwandler vorwärtsgeht...

Die Leiter erwies sich als sehr kurz; sie führte nur zu einem Haufen von Tonerde, auf dessen sanft abfallenden Abhang wir uns hinuntergleiten ließen. Der Hinkende hatte einen Vorsprung. Würden wir ihn einholen können?...

Oh, Wunder! Als wir schmutzig und zerschunden auf dem Friedhof Fuß faßten, sahen wir den humpelnden Schatten einige zehn Meter weit von uns entfernt... Und die schreckliche Jagd wurde im Gefilde der Toten fortgesetzt...

Wir stürzten zwischen der doppelten Gräberreihe die Alleen entlang. Die Gittertore der Miniaturkapellen waren schreckhaft beim nahen Vorübergehen: was für Knochenhände würden sich uns daraus entgegenstrecken, um uns anzuhalten? Nebel und Mond vermehrten das Grauen hundertfach. Ein Wind, dessen Provenienz unbekannt war, bewegte leise die Zypressen und schaukelte die violetten Kränze, die an den düsteren Kreuzesarmen aufgehängt waren. Die Schatten der die Gräber umgebenden Gitter riefen unter unseren Füßen den Eindruck von Falltüren hervor...

Das hinkende Gespenst des Herrn Aristide Maillard hatte es nun nicht mehr darauf abgesehen, uns irrezuführen, sondern es ging anscheinend einen wohlbekannteren, gewohnten Weg... Wir rannten nicht mehr, wir schleppten uns kaum noch, keuchend, stolpernd, wie trunken.

Plötzlich brachte Felix noch so viel Kraft auf, zu sagen:



„Wir haben ihn! . . . Gehen Sie dorthin!“
Und er stieß mich in eine Allee, die sich vor uns öffnete, während er sich in einer anderen an die Verfolgung der schwankenden Gestalt machte. Der ehemalige Soldat hatte sich nicht geirrt. Die beiden Alleen bildeten in Wirklichkeit nur eine einzige, die kreisrund und kurz war. Der Hinkende war unser! Er blieb stehen und stieg auf einen Grabhügel. Dort verhielt er sich einen Augenblick unbeweglich . . . Unsere Müdigkeit war wie weggeblasen. Mit einem Schwung, der mich noch heute in Erstaunen versetzt, warf ich mich ihm entgegen, während ich durch den Nebel hindurch sah, wie sich Felix von der anderen Seite auf ihn stürzte . . . Endlich!

Unsere Arme begegneten einander . . . das geheimnisvolle Wesen war verschwunden, wie eine Flamme, die man ausbläst. Ringsum nur flache, niedrige Gräber, nichts, wo sich ein menschliches Wesen verbergen könnte! . . . Also, was war das? . . . Ein Vorgefühl erfüllte mich, ich rieb ein Zündholz an und entzifferte die mit Goldlettern auf neuem Marmor angebrachte Inschrift des Grabes, auf dem sich das Gespenst verflüchtigt hatte. Sie begann:

Hier ruht
Herr Aristide Maillard,
gestorben am 6. Juni
in seinem 47. Lebensjahr . . .

Ich werde nicht erzählen, wie wir im Nebel zu dem Haufen Tonerde und zu der Leiter zurückfanden. Ich warf Felix meine Haustüre vor der Nase zu, injizierte mir ein Zentigramm Morphium und verfiel in einen tiefen Schlaf.

* * *

Am Nachmittag erwachte ich mit Übelkeiten und goß ein paar Gläser eisgekühltes Selterswasser hinunter. Dann wagte ich mich an eine Analyse des ungewöhnlichen Abenteuers. Wenn ich eine übernatürliche Lösung ausschloß, so gelangte ich zu keiner Erklärung . . . Aber ich hatte Herrn Aristide Maillard nicht tot gesehen! . . . Seine Rekonvaleszenz hatte sich so günstig angelassen, erinnerte ich



mich, daß ich glaubte, ihn ruhig verlassen zu können, um eine berufliche Reise nach München zu unternehmen, wo ein Ärztekongreß tagte. Dort erfuhr ich seinen Tod. Die Fälle verspäteter Darmblutung sind übrigens beim Typhus nicht selten; und die Dienerschaft des Herrn Maillard hatte ihrerseits den gnädigen Herrn auf dem Totenbette gesehen; aber immerhin . . .

Ich kleidete mich an und begab mich zum Leichenbeschauer des Viertels. Er entsann sich deutlich. Er hatte das Ableben des Herrn Maillard an der Kälte des Gesichtes und nach Besichtigung des Auges konstatiert; die Beschreibung, die er von der Leiche machte, dicker Kopf, Vollbart, erschöpftes, abgezehrtcs Aussehen, wie jemand, der lange krank gewesen, war ganz übereinstimmend . . . Unleugbar war Herr Maillard nicht mehr am Leben.

Wen also hatten wir verfolgt? . . .

Abends, als ich zerschlagen und angewidert schlafen gehen wollte, kam Felix, und ersuchte mich, sofort zu Frau Maillard zu gehen, deren Leiden sich verschlimmerte.

Ich war erstaunt, daß sie sich nicht an ihren gewohnten Arzt wendete. Seine Behandlung verschaffe ihr keine Erleichterung mehr, meldete Felix. Ich mußte mich ankleiden.

„Nun, Felix, Sie schauen seltsam aus . . . ich übrigens auch . . . Und das Gespenst?“

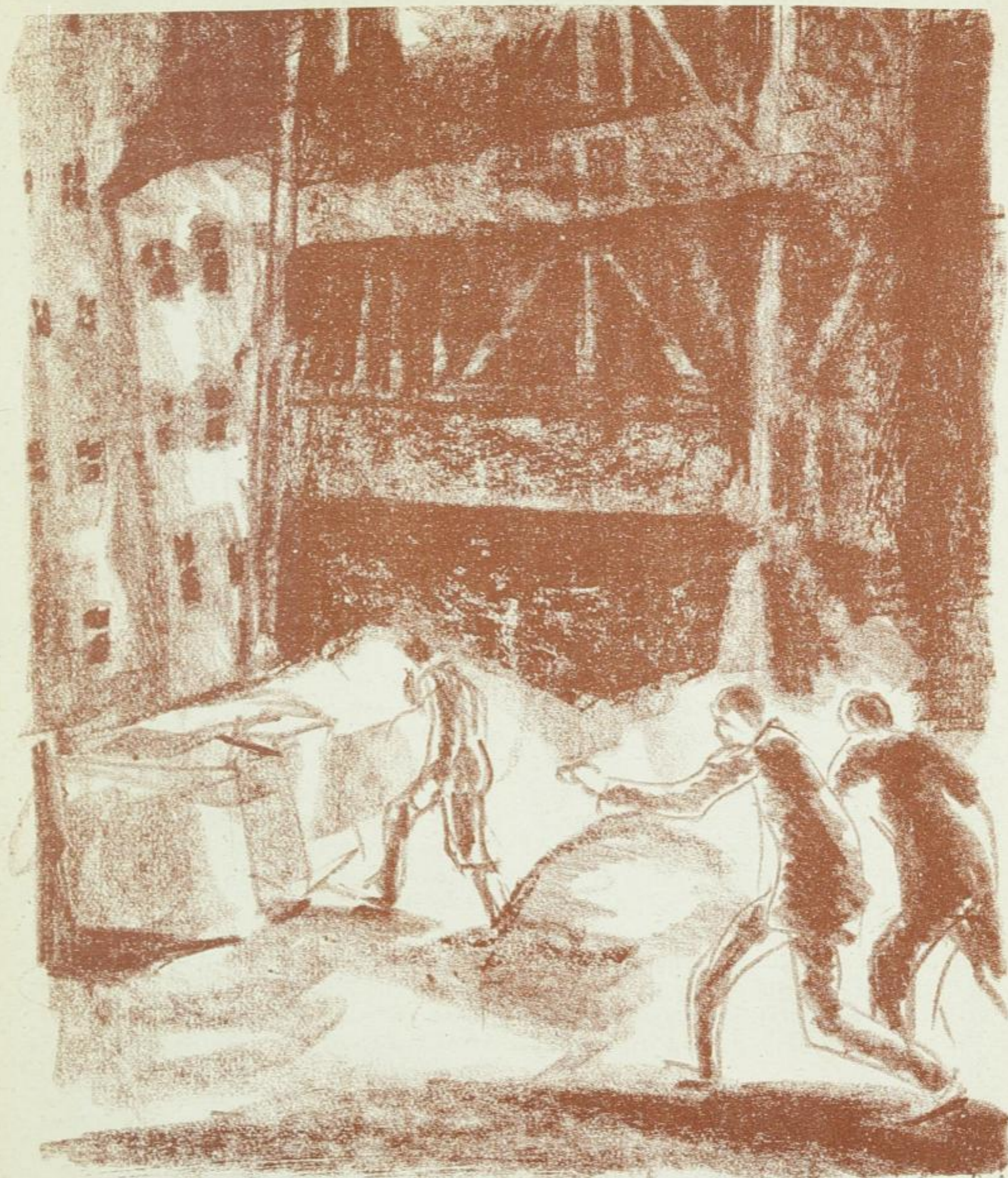
Er antwortete:

„Oh, Herr Doktor, es ist noch nicht alles zu Ende. Ich werde es anders anpacken . . . Man wird ja sehen!“

Frau Maillard, eine starke Person in den Vierzigern, war in einem von Äthergeruch verpesteten Zimmer auf einem Diwan ausgestreckt und empfing mich mit augenscheinlicher Bewegung.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, daß ich nicht schon früher Ihre Behandlung in Anspruch nahm . . . Aber sie haben meinen armen Mann behandelt, und Ihr Name allein erinnert mich in grausamer Weise an seinen Tod . . . Ach, ich bin sehr krank! . . . Vorhin glaubte ich, es gehe mit mir zu Ende . . .“

Ich untersuchte sie. Ihre Herzkrankheit



war ins letzte Stadium getreten. Aber die akute Krise war vorüber ... der unvermeidliche Ausgang konnte noch Monate lang auf sich warten lassen.

Ich verschrieb ihr ein Beruhigungsmittel, und hauptsächlich empfahl ich ihr, jede Erregung zu vermeiden.

„Herr Doktor ... das ist schwierig ... Hier gehen Dinge vor ... oh! Dinge! ...“

Ihr aufgedunsenes Gesicht — Merkmal der kranken Aorta — drückte Entsetzen aus, aber hinter diesem Ausdruck glaubte ich einen anderen wahrnehmen zu können ... Aber was für einen?

„Was geht denn vor, gnädige Frau?“

Ohne sich lange bitten zu lassen, teilte sie mir leise mit:

„Herr Doktor, mein Mann, der in

meinen Armen gestorben ist, dessen Leichenzug ich gefolgt bin ... also ... er erscheint wieder hier! ...“

Und sie erstattete mir einen Bericht, der den von Felix bestätigte. Nach ihrer Angabe ebenfalls sollte Herr Maillard des Nachts im Hause herumwandeln. Sie hatte ihn mehrmals im Garten erblickt, vom Fenster aus, wenn ihre Atemnot sie zwang, aufzustehen und im Zimmer herumzugehen.

Ich versicherte ihr, daß das alles pure Einbildungskraft sei. Aber sie bestand darauf:

„Was glauben Sie, Herr Doktor? Wußten Sie früher, daß es im Hause spukt? ... Haben Sie nie etwas darüber gehört?“

Ihre Augen ruhten fragend auf mir. Ich wollte das Gespräch auf ein anderes Gebiet lenken, aber sie kam immer wieder darauf zurück.

Plötzlich tönte ein starker Knall aus dem Park.

Frau Maillard taumelte, warf den Kopf zurück, fuhr sich mit verkrampften Händen an die Schläfen, schrie „Zu Hilfe!“ und sank besinnungslos auf den Diwan.

Während ich mich um sie bemühte, klingelte ich; die Köchin erschien.

„Es ist nichts, Herr Doktor ... Felix glaubte einen Einbrecher im Garten zu sehen. Er hat einen Revolverschuß abgegeben. Aber er hat niemand getroffen.“

Frau Maillard, die wieder zu sich kam, fragte mit schwacher Stimme eindringlich:

„Sind Sie sicher? ... Hat er niemand verletzt?“

„Oh, niemand, gnädige Frau! Vielleicht war überhaupt niemand da und er hat auf einen Schatten geschossen ...“

Felix mußte kommen und selbst von seinem Irrtum oder seiner Ungeschicklichkeit berichten. Die Kranke schien darauf beruhigt und wollte offenbar allein sein. So wortreich sie vorher gewesen war, so deutlich verabschiedete sie mich jetzt.

Felix begleitete mich hinaus.

„Ach, Herr Doktor, ich sah ihn so gut! ... Es ist Herr Maillard, nur daß er so grau erscheint wie dichter Nebel! ...

Ich habe genau gezielt! ... Und er ist verschwunden, so wie gestern.“

* * *

Am nächsten Morgen war ich damit beschäftigt, die Blutanalyse eines am Sumpffieber Erkrankten vorzunehmen, als ein Wagen vor meinem Hause die schwierige Bergfahrt zu mir herauf beendigte. Ein Dienstmann entstieg demselben! Er kam, wie er sagte, im Auftrag eines Herrn Roger Martin, eines Rentners in Billancourt, der mich rufen ließ, um meinen ärztlichen Rat einzuholen.

Roger Martin? Diesen Namen hatte ich nie gehört. Wahrscheinlich ließ mich einer meiner ehemaligen Professoren kommen, um ihm zu assistieren oder ihn zu vertreten, wie das schon öfters vorgekommen war.

Ich nahm einen Überrock und stieg in den Wagen. Durch die klirrenden Fensterscheiben konnte ich die verschiedenartigsten Viertel vorübergleiten sehen. Endlich kam der Viadukt von Auteuil, eine Reihe von Wirtsgärten mit Schaukeln und enge Gäßchen. Vor einem armseligen Haus hielt der Wagen.

Im vierten Stock stieß ich eine angelehnte Tür auf. In einem kleinen Speisezimmer erhob sich ein Herr von einem Tisch, an dem er geschrieben hatte.

„Ah, mein werter Herr Kollega, sagte er, „erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle ... Doktor D. ... Man hat mich heute früh zu Herrn Roger Martin gerufen, der in der letzten Nacht von Strolchen überfallen wurde ...“ Er senkte die Stimme und fügte hinzu: „Eine Kugel in die Wirbelsäule ... Progressive Paralyse ... nichts zu machen! ... Auf Wunsch des Patienten habe ich um Sie geschickt ... und ebenfalls auf seinen Wunsch will ich Sie jetzt mit ihm allein lassen ...“

Ich folgte meinem Kollegen.

In dem Eisenbett des kleinen Zimmers wandte ein korpulenter Mann mir seinen dicken Kopf zu, er war sehr bleich und hatte einen Vollbart. Und ich unterdrückte einen Aufschrei, als ich ... Herrn Aristide Maillard erkannte!



Nachdem sich die Türe hinter dem anderen Arzt geschlossen hatte, begann der Verwundete mit leiser Stimme, schweratmend, zu reden, obwohl ihn das Sprechen eine bemitleidenswerte Anstrengung kostete.

„Herr Doktor, bald werde ich nicht mehr mit Ihnen reden, Sie nicht einmal

hören können... Wie geht es meiner Frau? Es ist doch nichts Ernsthaftes?

Er wußte also nicht, wie ernst der Fall war? Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte.

„Hören Sie... Unterbrechen Sie mich nicht... ich leide. Also: Als Sie mich damals während meiner Rekonvaleszenz verließen... hatte mich eine Baissespeku-

Symon

lation ruiniert... Von einem Tag auf den anderen besaß ich keinen Knopf mehr... Ich dachte mir, wenn der Typhus mich nicht verschont hätte, so wäre meine Frau in den Besitz einer beträchtlichen Rente gelangt, auf die ich seit geraumer Zeit zu ihren Gunsten versichert war... Dieser Gedanke brachte mich auf einen Einfall, den ich mit Hilfe meiner Frau ins Werk setzte, denn sie ist voller Initiative und Energie... Zwei Freunde waren mir ebenfalls behilflich.

Ein Korbmacher war in einem herumziehenden, armseligen Wohnwagen, der sich seit gestern auf einem unbebauten Grundstück in der Nähe des Hauses aufhielt, gestorben. Für zweihundert Franken fand sich der Sohn bereit, die Leiche seines Vaters bei Nacht zu uns zu schaffen... Zufälligerweise sah er mir ein wenig ähnlich... Er war es, den der Totenbeschauer untersuchte und den man an meiner Stelle beerdigte... Aber mich hatten die Dienstboten nach einer vorgetäuschten Agonie gesehen... ja, mich! Ich war so abgemagert, so bleich, daß ich, wenn ich die Augen schloß und den Mund halb öffnete, einem Toten glich... Meine Frau, die vor Schmerz wie von Sinnen schien, gab dann vor, sie wolle nicht, daß jemand sich der Leiche näherte, bevor der Sarg geschlossen sei... Meine Freunde führten mich in der Nacht fort, als der Sohn des Korbmakers... Ich war damals noch sehr schwach. Drei Wochen lag ich noch zu Bett, in einem Hotel, unter falschem Namen... Dann mietete ich mich hier ein... Und die Gesellschaft zahlte meiner Frau das Geld aus... Ihre Existenz war gesichert!... Äther... ich... rasch... ich...“

Trotz des Belebungsmittels mußte ich mich dicht über ihn neigen, denn er stieß die Worte nur mehr röchelnd heraus:

„Meine Frau besuchte mich... Aber sie wurde krank, und so mußte ich mich nachts in einem grauen Havelock zu ihr wagen. Sie haben mich verfolgt, als ich gerade durch das Fenster das Haus verließ. Ich schlüpfte durch ein Pfortchen

aus dem Garten, das hinter einem Baumstumpf verborgen ist und das von der Straßenseite aus ein riesiger Brombeerstrauch verdeckt... Oh, ich habe Sie weidlich rennen lassen! Ich bin auf dem Montmartre geboren und kenne alle seine Winkel... und trotz meines Holzbeines war ich stets ein eifriger Jäger... Aber schließlich ermattete ich doch... wie sollte ich Ihnen entrinnen... Ich hatte mir schon oft gedacht, daß Freunde, die mir etwa begegnen sollten, mich für ein Gespenst halten würden... So kam mir der Einfall, meinen eigenen Geist zu spielen, um so mehr, als ich bis dahin nur Felix erkannt hatte... ich hielt Sie für einen anderen Bediensteten... Ich hatte öfters mein angebliches Grab aufgesucht... es erschreckte mich und zog mich zugleich an... es gelang mir, es aufzufinden, und bei Ihrer Annäherung warf ich mich zwischen zwei anderen Gräbern platt auf den Boden. Die beiden waren so eng nebeneinander, daß man mich unmöglich dort vermuten konnte... Ich habe mich gut gequetscht und zerschunden dabei!... Dann habe ich Ihre Stimme erkannt... Sie ahnten nicht, daß ich mich zwei Meter weit von Ihnen befand, atemlos, erschöpft! Bei Tag ersuchte ich telegraphisch meine Frau, Ihnen zu erzählen, daß mein Geist im Haus spuke, um damit die Legende zu bekräftigen... Heute abends wartete ich Ihr Fortgehen ab, um einzutreten, aber man hat mich bemerkt und hat geschossen... Felix... glaube... ich, schleppte mich bis zu einem Wagen und erfand eine glaubwürdige Ausrede. Aber da ich fürchtete, daß Sie früher oder später alles erfahren würden, ließ ich Sie kommen, um Sie um Verschwiegenheit zu bitten... bei Ihrer Ehre... Wollen Sie einem Sterbenden Ihr Wort verweigern?...“

Ich überlegte. Frau Maillard würde die reiche Versicherungsgesellschaft bald nichts mehr kosten. Dieser Mann würde sterben... Ich gab mein Wort... Heute sind zwanzig Jahre seither verflossen und ich habe die Namen geändert.

Drei Sünderinnen

BRUNO CORRA

Aus dem Italienischen übertragen von ANNA SCHROLL

Bruno Corra. Geboren 1892 in Ravenna. Studierte Literaturhistorik in Bologna, Florenz und Rom. Seinen ersten literarischen Erfolg errang er mit 21 Jahren durch einen Band Gedichte: „Mit gläsernen Händen.“ In der Folge veröffentlichte er zehn Romane und einen Novellenband. Er nahm teil an der futuristischen Bewegung und gründete mit Marinetti das futuristische synthetische Theater. Persönlicher Freund von Mussolini, beteiligte er sich an der Ausbreitung des Faschismus. — Einer seiner Romane: „Die Blut trinken“, der Mussolini gewidmet ist, schildert die Nachkriegszeit und die Geburt des Faschismus.

Sie waren alle drei schön und elegant. Ich hatte mich bemüht, ihnen durch Blicke und Worte nahe zu treten, hatte aber sofort verstanden, daß von keiner etwas zu erreichen sei. Sollten sie keusch sein?

Meine Neugier zwang mich, Erkundigungen einzuziehen. Das tat ich beim Direktor dieses großen Hotels. Er war Italiener und dilettierte in Psychologie und Literatur. Er brachte mir einen meiner Romane — über und über mit Randbemerkungen versehen, die Psychologie der darin handelnden Frauen betreffend. — Er fand, daß ich zu gut über sie dächte. Jeden Morgen servierte er mir eigenhändig den Tee und während ich ihn im Bette liegend schlürfte, klärte er mich über die intimen Verhältnisse einer der dreihundert Personen auf, die mit mir zugleich das Hotel bewohnten. Er beehrte mich mit seinen Indiskretionen und nur mich — behauptete er, weil ich Italiener und Schriftsteller sei. Er sagte:

„Herr Graf, wenn Sie wirklich die Menschen in ihrer Intimität kennen lernen wollen, dann verdingen Sie sich als Zimmerkellner in einem großen Hotel.“

Ich befragte ihn über die drei Frauen, die mich interessierten. Er antwortete:

„Nichts zu machen, Herr Graf! Verlieren Sie nicht Ihre Zeit. Diese Frauen sind lasterhaft und schwer, wenn nicht unmöglich, zu erobern. Die kleine Blonde liebt ihre Gesellschaftsdame, Männer verabscheut sie. Die Braune mit dem Pagen-

kopfe, die mit ihrem Bruder lebt, teilt auch sein Bett. Und die große Schwarze mit den hellen Augen ist die Geliebte ihres Chauffeurs, eines brutalen Menschen, der sie jeden Abend, vor- und nachher, schlägt.“

Ein starkes Geklingel im Korridor jagte ihn in die Flucht — entsetzt ließ er mich zurück. Das sollte ich von diesen drei entzückenden Frauen glauben, deren außergewöhnliche Intelligenz und Bildung ich in zehn Tagen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte!

Als sie mich zwei Stunden später in sympathischer und herzlicher Weise am Strande begrüßten, sagte ich mir, daß der Direktor diesmal einen großen Bock geschossen haben müsse, besonders was die masochistische Manie Gabriellas betraf. Diese melancholische, blasse, immer dunkel gekleidete Frau mit dem glatt gescheitelten Haar und den lichten Augen, errötete ja, und schlug die Augen nieder (sie hatte ihre fünfunddreißig Jahre hinter sich) wenn ein Mann sie schärfer ins Auge faßte!

Gegen Mitternacht traf ich alle drei auf der Hotelterrasse.

Und ihre Dame de compagnie — Frau Elisa?

Sie ging auf ihr Zimmer —

„Wie geht es Ihrem Bruder — Frau Fiorenza?“

„Er liegt. Er fühlt sich nicht wohl; er hustet.“

Schon wollte ich fragen — „Und Ihr Chauffeur — Gabriella?“ — als die Frauen mir den Vorschlag machten — die Mitternacht auf einer Bank am Strande zu erwarten. Wir setzten uns aber alle in den Sand. Ich beobachtete die schamhafte Vorsicht, mit der alle drei den Saum des Rockes herunterzogen, um die Beine zu bedecken, die bis zu den Knien meinen Blicken preisgegeben waren. Wir sprachen von den Sternen, der Unendlichkeit, der Reinheit, den höheren Gefühlen, von Poesie und Religion. Ich dachte: Entweder heucheln sie, wie noch nie jemand geheuchelt hat oder das, was von ihnen gesagt wurde, ist eine niederträchtige Lüge.

Und plötzlich kam mir der Einfall, sie brutal nach der Wahrheit zu fragen. Sie würden zwar erschrecken, wenn sie wirklich die Sünderinnen waren, für die sie galten, im entgegengesetzten Falle aber waren sie wenigstens gewarnt.

Und so begann ich:

„Frau Elisa, es wurde mir erzählt, daß Sie in Ihrer Gesellschaftsdame verliebt sind, daß Sie, Frau Fiorenza, das Bett mit Ihrem Bruder teilen und daß Sie, Gabriella, die Geliebte Ihres Chauffeurs sind, der Sie jeden Abend — vor- und nachher — schlägt.“

Wie unter Peitschenhieben bäumten sich die drei Frauen bei meinen Worten. Sie waren im Begriffe aufzustehen und mir entrüstet den Rücken zuzukehren. Aber in diesem selben Augenblicke schlug es Mitternacht und es erloschen mit einem Schlage alle Lampen der Terrassen. Die sanfte Dunkelheit einer Sternennacht hüllte uns ein. Aus dem entfernten Saale, in dem noch getanzt wurde, kam wie ein immaterieller Schatten das Fantasma einer Musik. Wie oft geschieht es, daß Körper sich umschlingen und Seelen sich preisgaben, nur weil eine Lampe verlöscht, weil eine ferne Musik ertönt und weil ein Windhauch den süßen Duft eines Blumenbeetes mit sich bringt!

Und so kam es, daß die drei Frauen nicht aufsprangen. Schwerer und müder als früher legten sie sich in den weichen Sand. Und die erste, die langsam zu sprechen begann, war Elisa —

„Es ist wahr! Seit sechs Jahren liebe ich meine kleine Baby. Aber ich schwöre vor Gott, daß unsere Liebe keine erniedrigende ist.“

Und was mich dazu getrieben hat — war es etwas anderes als die Heuchelei, die Bosheit, der krasse Egoismus der Männer!

Als ich mit einundzwanzig Jahren aus dem Institut kam, stand ich, naiv, harmlos, gut, zart und übersensitiv, allein den Männern gegenüber. Die Meinen waren alle gestorben. Ein Mann von bedeutendem Aussehen näherte sich mir, sagte mir tausend süße Worte, stellte mir hundert Fallen und nahm mich endlich mit Gewalt. Nach drei Monaten — ich erwartete ein Kind — verließ er mich. O welche Schande, welcher Schmerz, welche Einsamkeit! Welche Angst vor der Gefahr einer Fehlgeburt, die ich hervorrufen mußte. —

Zwei Jahre später — immer noch leichtgläubig und voll Illusionen traf ich einen andern Mann, der mich vom Anfang bis ans Ende in derselben Weise behandelte.

Wenn es mir möglich wäre, schlecht zu sein, hätte ich mich für den Schimpf, den die beiden Männer mir angetan, an einem dritten gerächt. Aber ich konnte es nicht.

Ich lebte allein und der natürliche Ekel der verwundeten Kreatur ließ mich vor jedem Manne zurückschauern; ich mußte mich beherrschen, denen nicht ins Gesicht zu schlagen, die mir die Hand küßten.

Aber ist es möglich, immer allein zu bleiben? Es ist eine Folter, in der man versteint und zu Eis gefriert. Neben mir lebte ein zartes Wesen, ebenso wie ich an Enttäuschungen krankend. Wir kannten und liebten einander. Während einer langen Krankheit pflegte Baby mich mit rührender Sorgfalt.

Ich höre mich noch — in der Rekonvaleszenz mit schwacher Stimme jammern:

Mir ist so kalt — ich kann mich nicht erwärmen!

Sie legte sich zu mir — und so begann es. Aber es ist in uns kein Wunsch nach der Orgie, nach Phrenesie, nach Gewalt. Alles ist zart, liebevoll, ruhig, gemäßigt,



keusch. Ungewollt überrascht uns die Lust. Wie oft schlafen wir neben einander ein — nachdem wir uns kaum geküßt, Hand in Hand, wie zwei Kinder, die von nichts wissen.

Ist dies nun Verbrechen? Ist dies Sünde? Ich schwöre, daß ich nur durch Schmerz und Enttäuschung dahin gekommen bin.“ — —

Wir schwiegen — und dann begann Fiorenza zu sprechen. —

„Ja — ich liebe meinen Bruder, ihn allein und er mich, und so wird es sein bis zu unserem Lebensende. Beide haben wir dieselbe Krankheit, eine Krankheit, die nur langsam vorwärtsschreitet, aber unheilbar ist, und die uns zwingt, immer am Meere zu leben und uns gegenseitig zu pflegen.

Die Jugendzeit verlebt wir gemeinsam. Mit zwanzig Jahren verließ ich ihn, um ihn erst zehn Jahre später wieder-

zusehen. Heute die Ereignisse zu erzählen, die diese zehn Lebensjahre ausfüllten, wäre sinnlos. Es genüge, daß wir beide einander — physisch und psychisch vollständig zerstört, wiederfanden.

Ich weiß, daß es Schwäche ist, wenn man den unausbleiblichen Kämpfen und Schlägen des Lebens, nicht widerstehen kann. Aber wir sind die letzten Sprößlinge einer durch Raffinements erschöpften Rasse. Ist das unsere Schuld? —

Ich war voll Entsetzen und Angst über die zerstörenden Leidenschaften des wirklichen Lebens, er so schwach, daß die passionierte Liebe eines fremden Weibes ihn getötet hätte.

Ihm war es unmöglich, sich einer Frau, und mir, mich einem Manne zu nähern. Dies war die Ursache unserer Vereinigung. Und aus diesem Bunde erwuchs nach langem Leide — ein großes stilles Glück.

Seit vier Jahren pflegen und lieben wir einander und ich glaube nicht, daß es auf Erden eine edlere, selbstlosere Liebe geben könne. Wir kennen uns so gut, daß einer die Wünsche des anderen errät. Nichts in unserem Verhältnisse erinnert an die rasende Unruhe, die Mann und Frau überfällt, wenn sie, einander fremd gegenüberstehend, vom Krampfe des Sichverbindenwollens und Sichdurchdringenwollens gepackt werden. Der fremde Mann und die fremde Frau, die einander begehren, verwunden, beleidigen und quälen einander mit jeder Art von Eifersucht und Leid.

Wir sind schon ein Fleisch, unser Verkehr ist ruhig und ernst wie die Vermischung zweier heller kristallklarer Gewässer. —

Wenn ich denke, daß zwölf gewitterreiche Jahre nötig waren, um uns endlich diesen süßen Hafen der Ruhe finden zu lassen, kann ich gar nicht anders, als an eine Vorsehung glauben, die der Heiligung des Fleisches eine schmerzvolle Prüfung vorangehen läßt.“ —

Wieder schwiegen alle und dann begann leise und stockend die melancholische blasse Gabriella:

„Auch was man Ihnen von mir erzählt hat, ist wahr. Ich liebe Giacomo. Er schlägt mich jeden Abend. Unter seinen

Schlägen werde ich fast ohnmächtig vor Lust.

Ich stamme aus einer sehr frommen Familie. Mein Vater ließ mich im Kloster erziehen, wo ich bis zu meinem vierundzwanzigsten Jahre blieb. Ich wollte Klosterfrau werden und galt für eine kleine Heilige. Ich gab mich den religiösen Übungen mit Fanatismus hin: ich fastete und trug einen Bußgürtel; stundenlang kniete ich mit bloßen Knien auf dem steinernen Fußboden und betete. — Vor einem großen gekreuzigten Heiland in einer dunklen Kapelle warf ich mich mit abwärts gekehrtem Gesicht zur Erde und Schauer der Lust durchrannen meinen Körper, wenn ich voll Inbrunst in die Leiden des Gekreuzigten mich versenkte.

Himmlische oder irdische Lust? Ich weiß es nicht.

Meine Familie erlaubte mir nicht die letzten Gelübde abzulegen. Mit vierundzwanzig Jahren nahmen sie mich aus dem Kloster. Mein Vater starb bald und ließ mich reich und ganz alleinstehend zurück.

Noch sechs Jahre blieb ich rein. Ich fühlte eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Männer, die mir den Hof machten. Unter dem Hemd trug ich stets den Bußgürtel — allabendlich wusch ich mir das geronnene Blut von den Hüften.

Eines Abends — ich glaube, er war betrunken — küßte mich Giacomo. Ich stieß ihn zurück. Da schlug er mich. Beim ersten Schläge schon gehörte ich ihm.

Am Abende — bedeckt von Striemen und von Schmerz bis in die Knochen zerwühlt — lege ich mich nackt auf das Bett, breite die Arme aus als wäre ich gekreuzigt und die durch den Schmerz erhöhte und gereinigte Lust entfesselt in meiner Seele eine hohe Flamme blendend weißen Lichtes. — Und über der Spitze der Flamme sehe ich Gott. —

Wäre ich im Kloster geblieben, meine religiöse Exaltation hätte mich zur Heiligen gemacht. Nun da man mich aus dem Kloster herausnahm? — — — Was ist aus mir geworden? Ich weiß es nicht! Sagen Sie, daß Sie mich verdammen! — Erklären Sie mir dann aber auch den



Sofian Epler →

Unterschied, wenn doch die geistige Wirkung dieselbe ist!“ —

Schweigend erhoben sich die drei Frauen und gingen. — Gabriella als letzte — nahm meine Hand und führte sie an ihre Taille. —

„Fühlen Sie!“

Ich griff mit zwei Fingern und stach mich. Unter ihrem Abendkleide trug sie einen Bußgürtel. —

*

Ich blieb allein zurück. — Ich sah auf die Uhr. — Halb nach Zwölf. — Ich hatte noch mindestens eine halbe Stunde zu warten — denn es war ein Samstag und jeden Samstag kam der Gatte der dicken fruchtbaren Frau, die das Zimmer neben dem meinen bewohnte. — Nach der Beichte dieser drei Sünderinnen würden die gemeinen Geräusche der ehelichen Vereinigung mir einen allzu großen Ekel verursachen. — —

DER GELBE KATER

MAX STEBICH

Lydia Farrugia war weit über Korfu hinaus, eine anerkannte Schönheit. Selbst in Athen erzählte man sich Geschichten von ihrer blendenden Erscheinung. Sie war erst seit einigen Monaten die Gattin des griechischen Bildhauers Gustinio Farrugia und bewohnte mit ihm eine herrliche Villa in Manduchio, in einem mit Naturschönheiten überschwenglich bedachten Vororte von Korfu. Das entzückende Haus, das durch seine architektonische Pracht und seinen unschätzbaren inneren Wert zu den allerersten der ganzen Stadt zählte, lag mitten in einem feenhaften Garten, in dem die reiche südliche Flora wahre Orgien an Blüten und Düften feierte. Von den großen Fenstern des Hauses genoß man einen gottvollen Fernblick auf das wogende und gischende Meer, auf die Böcklinische Toteninsel Pondikonisi mit dem zypressenumgebenen Kloster und auf den Erlöserberg.

Lydias Gemahl war von kleiner, unansehnlicher, höckriger Gestalt, aber sein Gesicht war durchgeistigt, seine Augen lagen tief und waren blaugrün. Er stand gewöhnlich vom ersten Aufflammen der Morgensonne bis spät in die Nacht bei seinen marmornen Gestalten und meißelte mit großer Liebe seine großen Gedanken in den harten, seelenlosen Stein.

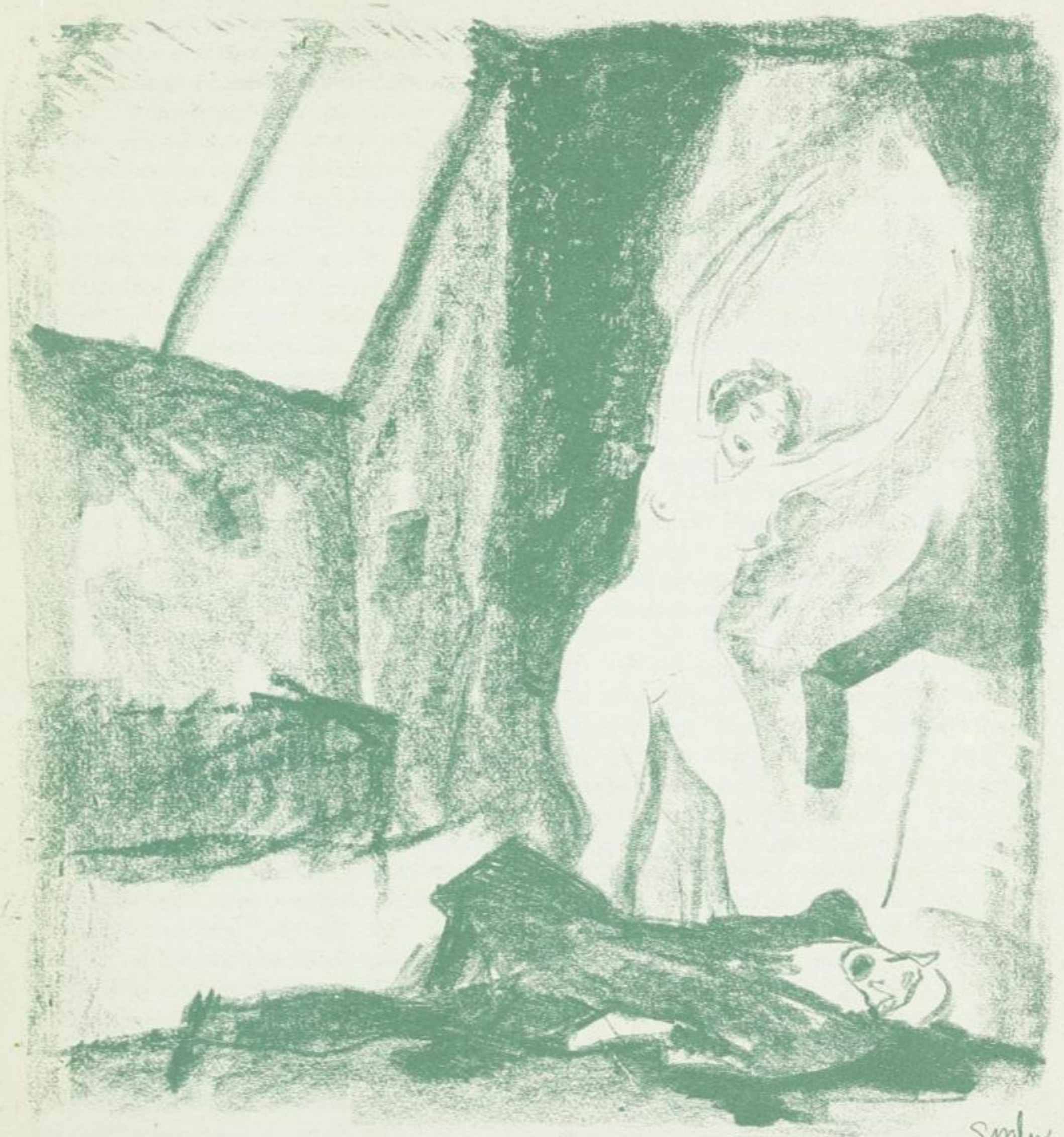
Als das formvollendetste, harmonisch-
ausgeglichenste Modell zu seinen
Schöpfungen galt ihm seine junge Frau.
Er liebte sie über alle Maßen, war be-
rauscht von ihrem herrlichen Körper und
betört und umstrickt von ihrer pochen-
den Leidenschaft. Wo immer er mit ihr
in Gesellschaft erschien, war sie in
wenigen Minuten von der eleganten
Welt umworben und vergöttert, während
er sich infolge seines abstoßenden
Wesens stets in den Hintergrund ge-

drängt fühlte. Das löste in der Tiefe seiner Seele mählich eine stille Eifersucht aus, die schließlich so furchtbar aufloderte, daß er Lydia von jeder Gesellschaft ausschloß und sie in die weit-
halligen Räume seines Palastes verbannte. Von der Zeit an war ihr einziger Weg nur der in sein Atelier, wo sie oft stundenlang seinen künstlerischen Inspirationen gefügig sein mußte.

In Korfu wußte man, daß der Künstler eben mit einer großen Arbeit beschäftigt sei und jedermann erwartete mit Spannung die Vollendung seines Werkes. Diese Spannung war um so begreiflicher, als es bekannt war, daß Lydia das Vorbild zu seiner Schöpfung war.

Es war an einem heißen Sommerfeiertag, gegen Abend. Gustinio Farrugia hatte den ganzen Tag fast ohne Unterbrechung gearbeitet. Sein Eifer wuchs von Stunde zu Stunde ins grenzenlosere. Lydia hatte sich aber schon seit einigen Tagen vorgenommen, an diesem Abend nach langem wieder einmal einer Opernaufführung im Teatro vecchio beizuwohnen. Als sie gerade dabei war, ihr schweres, blauschwarzes Haar aus dem Knoten zu lösen, um es für den brillantesten Kopfschmuck nach Art griechischer Göttinnen zu glätten, trat Gustinio in ihr Boudoir und bat sie, nicht ins Theater zu gehen, sondern ein letztes Mal sitzen zu wollen, da er die Absicht habe, das große Werk noch an diesem Tage zu beenden. Ein schwerer Schatten unerwarteter Enttäuschung glitt über das hübsche Gesicht der jungen Frau; das helle Feuer in ihren seelenvollen Augen erlosch und die Frische ihres duftenden Körpers schien plötzlich von Frost geschüttelt zu sein. Unwillig steckte sie sich das Haar wieder zurecht, streifte unendlich müde das rosaseidene Tea Gown vom Körper,





ließ es zu Boden gleiten und ging ins Atelier.

Gustinio arbeitete fieberhaft. Der Schweiß hingebungsvollen Schaffens perlte auf seiner hohen Stirne. Er hämmerte . . . hämmerte . . . hämmerte! Aber in jedem Augenblick erschienen ihm die Züge seines Modells anders. Von Augenblick zu Augenblick flacher . . . ausdrucksloser . . . kälter . . . nichtiger. Er änderte und änderte immer wieder. Er verzweifelte . . . aber der Ausdruck des

Modells war immer wieder ein anderer. Kurz bevor es elf schlug, legte er Meißel und Hammer beiseite. Sein Werk war fertig. Er betrachtete es von allen Seiten . . . aber kein Anblick befriedigte ihn. Lydia stieg vom Postament herab und schickte sich an, zur Ruhe zu gehen. Kaum hatte sie jedoch das Atelier verlassen, kehrte sie wieder zurück und reichte ihrem Gatten das übliche Glas perlenden roten Weins. Dann verabschiedete sie sich und ging in ihr Gemach.

Gustinio stürzte den Wein hinunter, trat an eines der hohen, milchigen Rundfenster und öffnete es in seiner ganzen Breite. In tiefen Zügen sog er die schwere Luft des träumenden Gartens ein. Während er nun so da stand, war es ihm, als raschelte etwas unter seinem Fenster. Er beugte sich in die Dunkelheit hinaus und sah noch den Schatten einer riesenhaften Mannesgestalt in die blühenden indischen Felssträucher huschen. Atemlos horchte er dem Geräusch nach... dann sah er den Schatten noch einmal, diesmal aber in mächtigen Sprüngen über den Kiesweg eilen und hinter den weißen, rotlippigen Cattleyen verschwinden. Gustinio klingelte dem Diener, einmal, zweimal... der kam aber nicht. Indessen regte sich draußen im Garten nichts mehr... nicht einmal ein Blättchen. Gustinio ging dann wieder an die Arbeit und veredelte immer und immer wieder daran.

Stunde auf Stunde verging.

Schon stieg aus der Unendlichkeit des weiten Meeres der neue Tag herauf. Glühend wie noch nie und tiefrot. Die zackigen Höhen des „Donnergetroffenen Gebirges“, der Keraunien, flimmerten in hunderttausend Farben.

Und wieder verging eine Zeit.

Es mochte gegen neun Uhr gewesen sein, als Lydia erwachte und dem Diener klingelte.

Jean trat ein. Er war der Typus des aristokratischen Lakaien. Feierlich stand er da, glattrasiert, unbeweglich. Sein frisch gestärktes Hemd krachte unter dem Frack. Auf seinem bulligen Gesicht lag heute ein seltsamer Ausdruck. Lydia sah ihn an und verstand nicht. So hatte sie diesen Mann noch nie gesehen... noch nie. Er schien verstört, lichtscheu. Er blickte an ihr vorbei, irgendwo vor sich hin. Endlich bewegte er die Lippen.

„Wünschen... Gnädigste... die... Schokolade?“ Die Stimme zitterte. Eigentlich, nein... sie zitterte nicht. Sie klang nur anders als sonst... verschlagener... schwerer... dunkler.

„Schläft mein Mann noch?“

„Der Herr... Gemahl... ist... tot!“
Ein gellender, markerschütternder Auf-

schrei entrang sich den Lippen der entsetzten Frau. Dann erstickte dieser Aufschrei und Lydia sank wimmernd mit dem Gesicht in die blendenden Kissen. Und wieder schrie sie auf, immer wieder, und ihre schmalen Hände zerwühlten fast wahnsinnig Gesicht und Haar.

Jean stand noch immer an derselben Stelle und rührte sich nicht. Er war starr wie Stein, weiß wie Milch. Ab und zu glitt sein Blick nach Lydia. Plötzlich empfand er entsetzlichen Durst. Eine tierische Wollust stieg in ihm auf... er keuchte aus siedenden Lungen... Und als sich gleich darauf Lydia in ihrem unendlichen Schmerz hoch aufbäumte und ihre runden Brüste aus den echten Spitzen des Nachthemdes hervorquollen, stürzte sich Jean auf sie hin, riß ihr in lüsterner Wildheit den letzten Faden vom Leibe und verbiß sich in den alabasternen Körper. Lydia zischte wie eine giftige Natter auf, schleuderte ihn mit fast dämonischer Kraft in die Ecke des Zimmers und raste hinüber in das Atelier. Jean fluchte... fletschte... keuchte... Schaum kam ihm vom Mund... er sprang auf und jagte ihr nach.

Lydia schlug die Türe des Ateliers rasch hinter sich zu, stemmte sich dagegen und drehte den Schlüssel im Schlosse um. Vor ihr lag nun Gustinio in einer entsetzlichen Blutlache. Rings um ihn die Trümmer seines zerschlagenen Meisterwerkes. Die Schädeldecke und die Stirne des Künstlers waren zertrümmert... der Mund und die gläsernen Augen weit aufgerissen. Lydia brach neben der Leiche in die Knie; ihre Hände tasteten den Körper des Gatten ab... er war noch warm. Sie rüttelte und schüttelte ihn... aber Gustinio kam nicht mehr zu sich. Sein geniales Gehirn quoll rauchend und breiig auf den weißen Gipsstaub, der am Fußboden des Ateliers lag.

Während Lydia so neben ihrem Gatten kniete, fiel ihr Blick auf Fußspuren, die vom offenen Fenster gegen die Leiche hin verliefen... es waren Tritte eines Mannes... Sie schienen eher von Sprüngen als von Schritten zu sein. Erst dachte sie an nichts. Der Schmerz ließ sie keinen

Gedanken zu Ende denken. Sie sah nur immer nach den ganz seltsamen Fußspuren. Ein Verdacht stieg in ihr auf. Sie eilte ans Fenster und blickte in den Garten ... Die Orchideen unter dem Fenster waren niedergetreten, der Efeu, der sich am Gemäuer hinauf frankte, stellenweise losgerissen ...

Lydia trat ans Tischtelefon und rief die Polizei auf. Der Kommissär sagte ihr das sofortige Eintreffen der Wache zu. Tatsächlich vergingen nur Minuten, bis der Kommissär mit einigen Detektivs und Wachleuten in ratternden Automobilen an der Villa vorfuhr.

Jean hatte den telephonischen Aufruf seiner Herrin an der Ateliertür belauscht, ging nun gefaßt den Herren der Polizei entgegen und führte sie ins Atelier. Lydia hatte eine Mantille aus chinesischer Seide umgeworfen und öffnete. Der Tatbestand wurde sachlich und gründlich aufgenommen. Die Detektivs unterzogen besonders die seltsamen Fußspuren einer genauen Betrachtung. Sie fanden in einigen Tritten den ganz leichten Abtritt einer erbsengroßen Warze, die der Täter auf dem Zehenballen des rechten Fußes haben mußte. Jean stand regungslos im Atelier. Als man die Spur der Warze fand, schoß ihm das Blut zu Kopf. Er meisterte sich gleich wieder und täuschte Ruhe vor. Da richtete einer der Detektivs einen forschenden Blick nach dem Diener und dann einen zweiten, fragenden Blick nach der Frau. Lydia Farrugia verstand.

Langsam ... lenkte ... sie ... ihren ... Blick ... auf ... Jean.

Der Detektiv trat gemessen an ihn heran und ersuchte ihn, Schuh und Strumpf des rechten Fußes auszuziehen. Es war ein Moment höchster, atemlosester Spannung. Jean sank auf den ihm nächststehenden Stuhl nieder. Er zitterte ... konnte kaum das Schuhband lösen. Langsam zog er den rechten Schuh aus ... langsam streifte er den schwarzen Socken ab ... langsam hob er mit beiden Händen den zentnerschwer gewordenen Fuß dem Detektiv entgegen. Am Ballen der großen Zehe war wirklich eine erbsengroße, dunkle Warze und zwischen den einzelnen Zehen ... genau derselbe Gipsstaub, wie er am Boden des Ateliers lag.

Jean wurde gefesselt und abgeführt. Im Verlauf des Verhöres leugnete er zuerst, legte aber schließlich unter der erdrückenden Last der Beweise ein restloses Geständnis ab. Er hatte den Mord aus Liebe zu Lydia Farrugia verübt.

Drei Wochen später führte ihn eine schweigende Eskorte durch die Straßen Korfus hinauf auf die Zitadelle. Ein letztes Mal sah er den tiefblauen Himmel, das wogende Meer, die herrliche Stadt und die schimmernde Straße nach Manduchio. Ein Priester der Santa Maria Paläopolis reichte ihm einen elfenbeinernen Jesuskopf zum Kusse hin. Zwei Minuten später warf man ihm den Strang um den Hals und zog ihn am Pfosten hoch.



Jahre waren seit diesem grauenvollen Erlebnis vergangen. Jahre des Schmerzes, des Erinnerns, des geistigen Wiedererlebens, Jahre der Einsamkeit für Lydia ... aber auch Jahre der allmählichen Aufraffung. Lydia hütete die Erinnerungen an Gustinio wie heiligste Kleinodien. Oft und oft blätterte sie in seinen Skizzen und Entwürfen und las in seinen zahlreichen Betrachtungen, die er über den Wert des Daseins und über das Fortleben nach dem Tode niedergeschrieben hatte. Er glaubte an dieses Weiterleben so fest und überzeugend, daß auch Lydia mehr und mehr die Überzeugung gewann, der Seele ihres toten Gemahls wieder einmal irgendwo zu begegnen. Aber die Zeit ist ein hervorragender Arzt. Und ehe noch volle fünf Jahre nach dem Tode Gustinio Farrugias verstrichen waren, sprach man in Korfu von einer Wiedervermählung der hübschen Frau mit dem reichen französischen Konsul Comte Mathieu de Noailles. Die Trauung sollte in der Santa Spiridion, der schönsten Kirche Korfus, schon demnächst stattfinden. Man erwartete dieses Ereignis mit fieberhafter Neugierde.

Der Abend vor dem Hochzeitstag war selbst für Korfu von seltener Sternpracht. Lydia Farrugia fuhr erst in später Nachtstunde im Automobil des Konsuls nach Hause. In Manduchio angekommen, stieg sie aus und der Chauffeur fuhr in die Stadt zurück. Langsam und nachdenklich schritt sie durch den herrlichen Garten. Der Tau lag wie Millionen funkelnde Brillanten auf den schlafenden Blumen und Blüten. In einer lauschigen Myrthenlaube ließ sie sich für eine Weile nieder. Plötzlich schrack sie zusammen. In ihrer unmittelbarsten Nähe wimmerte und winselte etwas. Ein Tier. Sie blickte um sich und sah ganz nahe zu ihren Füßen ein winzig kleines, vielleicht im selben Moment erst geworfenes Kätzchen liegen. Eigentlich ein scheußlicher Anblick. Ein verhältnismäßig großer Kopf, aufgequollene, blinde Augen und ein schleimiger, nasser, hagerer Körper auf breiten Tatzen. Dem Tierchen fror. Lydia hob es auf und hüllte es in ein weißes

Seidentüchlein. Dann ging sie ins Haus, entkleidete sich, und ging zur Ruhe.

Sie schlief unruhig. Das Stubenmädchen, das sie sich nach Jeans Hinrichtung genommen hatte, war noch nicht zu Hause. Auf einmal war es ihr, als zerrte wer an ihrer Bettdecke ... Nur einige Augenblicke lang ... dann war es wieder still ... Dann aber wieder ... und immer wieder. Lydia hielt den Atem an und horchte. Sie zitterte. Jetzt kroch es unter die Decke ... schmiegte sich an ihren Körper ... sie fühlte klebrige Haare. Da warf sie die Decke von sich und starrte durch die nächtliche Dunkelheit auf ihren Körper. Sie sah das Kätzchen. Es schob sich mit gekrümmtem Rücken und funkelnden Augen langsam, aber unentwegt, an den Gliedern der Frau hinauf gegen das Herz. Es wuchs ... und wuchs in Sekunden um Wochen! Die schwarze Farbe verschwand ... sie wurde gelb ... entsetzlich gelb ... der Schädel ging in die Breite ... die Augen dehnten sich zu Flammen ... die Tatzen wuchsen ins löwenhafte und krallten und hackten sich in den Brüsten fest. Schon begrub der tückisch geduckte Körper des Tieres das ganze Weib unter seiner männlichen Schwere. Heißer Atem strömte Lydia ins Gesicht, dumpfes Gröhlen drang aus der Gurgel des gelben Katers herauf ... jede seiner Haarspitzen spritzte Feuer ... er keuchte immer wilder und wilder ... Da spürte Lydia plötzlich, daß sich ein endloser Strom heißen Lebens in sie ergoß! Sie bäumte sich auf ... sie schrie ... tierische Wollust zwang sie triumphierend nieder ... sie bäumte sich noch einmal hoch auf ... schrie wieder ... markerschütternd ... grauenhaft ... röchelnd ... totgetroffen. Das Tier ließ nicht los! Strom auf Strom! Wahnsinnig riß Lydia Mund und Augen auf, zerkratzte sich das Gesicht, biß sich die Lippen in Fetzen ... brüllte und brüllte ... Und als der Kater sich selbst in Gier aufbäumte und seine Augen zu bersten drohten, erkannte Lydia in den Blicken des gelben Tieres die Augen G u s t i n i o F a r r u g i a s!!! Diese Augen waren ganz so, wie sie sie oft und



Joseph Eysler

oft sah — — — wenn die entsetzliche Eifersucht in ihm losbrach und er sie in seiner ganzen Wildheit unter sich vergrub.

Ein letzter Schrei! . . .

Dann riß sie sich mit aller Kraft von

ihm los, sprang aus dem Bett und sank im nächsten Augenblick kraftlos in sich zusammen . . .

Am frühen Morgen fand das Stubenmädchen ihre Herrin tot.

Die Ärzte stellten Herzlähmung fest.

DAS UNTERBEWUSSTSEIN

VON MARIA SZUCHICH

Autorisierte Übersetzung von MAURUS MEZEI

Man ist mir in letzter Zeit mehr als nötig mit dem Freudismus in den Ohren gelegen, welche große Rolle darin das Unterbewußtsein spielt; wie überhaupt alles in unserem Leben, das wir uns nicht zu erklären vermögen.

Ich dachte gerade über diese Dinge nach, als es an der Tür läutete. Ich öffnete. Ein Mann stand vor der Türe. Er mochte ungefähr zwei Meter wiegen, sein Kopf reichte bis zum Türpfosten hinauf, sein Gesicht glich einer aufgeblasenen Kugel.

„Guten Tag“, sprach ich zu ihm in meiner verlegenen Ueberraschung.

„Meinetwegen können Sie grüßen,“ entgegnete er, „ich weiß, Sie zittern jetzt vor Angst.“

„Mit wem habe ich das Mißvergnügen?“

„Ich bin Ihr Unterbewußtsein.“

„Dann brauche ich von Ihnen keine Notiz zu nehmen. Was ist das für eine Art? Was erschrecken Sie mich?“

Und ich schlug ihm vor der Nase die Türe zu.

Ich ging ins Zimmer. Ein schweres Keuchen. Mich schaudert es. Ich denke mir: der Kasten ächzt. Ich öffne ihn. Niemand darin. Neuerliches Keuchen. Ich suche, forsche. Nichts. Ein beängstigendes Halbdunkel. Ich sehe die Bazillen in der Luft schweben. Lungenschwindsucht, Skorbut, Scharlach. Keuchen. Vernichtet sehe ich, daß sich das Bett hebt. Ohne Zweifel, jemand hebt mit seinem Atem mein Bett. Ich blicke unter das Bett. – Entsetzen. Das Unterbewußtsein liegt unter dem Bett. Ich nahm keine Notiz von ihm. Aber da begann ich unwiderstehlich in meiner Nase zu bohren. Das Unterbewußtsein begann unter dem Bette laut zu lachen. Ich schrie es an:

„Lachen Sie nicht!“

Es lachte noch mehr, so, daß die Matratzen aus dem Bette fielen.

„Schauen Sie,“ sprach ich zu ihm, „ich brauche von Ihnen als von etwas Unbewußtem, überhaupt keine Notiz zu nehmen! Was kümmern Sie mich, wenn

Sie außerhalb meines Bewußtseins handeln?? Wie kommen Sie überhaupt dazu, zentnerschwere Formen anzunehmen, wo Sie doch eigentlich in mir, auf dem tiefsten Grunde meiner Seele wohnen. Ich weiß nichts von Ihnen! Schluß!“

Das Unterbewußtsein lachte.

„Wissen Sie, wo ich war?“ fragte es.

„Was geht das mich an?“

„Ich habe heute nachmittag ihren herzlosen Geliebten umgebracht.“

„Ich habe mich doch aber nie mit solchen Gedanken getragen!?“

„Das mag sein, ich aber habe schon lange darauf gezielt.“

Ich wollte fluchen, doch da trat meine alte Hausfrau ein. Sie blickte mit Luchsaugen unter das Bett und fiel sofort über mich her.

„Wie kommen Sie dazu, einen solchen Trampel von einem Gaste zu empfangen? Sieben Zentner schwere Gestalten, ruinieren meine Sessel, zerschlagen den Parkettboden. Meine Tochter wird demnächst heiraten, ich benötige das Zimmer, ich lasse Ihnen gerichtlich kündigen.“

„Sie haben doch gar keine Tochter?“

„Oh doch!“

„Wo? Ich habe sie noch nie gesehen.“

„In meinem Unterbewußtsein, wenn Sie es wissen wollen. Die Wohnung kündige ich Ihnen bewußt.“

„Wohnungssuche!“ röchelte ich.

Kaum war ich zu mir gekommen, sehe ich, wie das Unterbewußtsein unter dem Bett hervorkriecht, meine Hausfrau packt und sie vom vierten Stock zum Fenster hinauswirft.

„Oh“, rief ich, aber das Unterbewußtsein war schon nirgends mehr zu sehen. Hingegen kamen die Polizisten und verhafteten mich als Mörderin sowohl meines Geliebten wie auch meiner Hausfrau.

Ich schrie, klagte mein Unterbewußtsein an, aber man führte mich ins Gefängnis. Lange Zeit suchten sie im Meldeamt nach der Wohnung des Unterbewußtseins, sie fanden sie aber nicht.



DIE PEDIKURE / ZEICHNUNG VON STEFAN EGGELER

Man ließ es steckbrieflich verfolgen, alles vergebens. Schon wollte man mich dem Henker übergeben, als ich ganz gewöhnlich, wie dies schon so Sitte ist: – erwachte.

„Herrgott!“ rief ich ganz verschwitzt. „Das alles hätte doch auch wirklich passieren können!... Man braucht ja nur die Mordtaten in den Zeitungen zu lesen!...“

DIE SERENADE / 6 ZEICHNUNGEN VON STEFAN EGGELER



Eggeler

I. Pierrette brachte dem verliebten Pantalon die Schokolade.



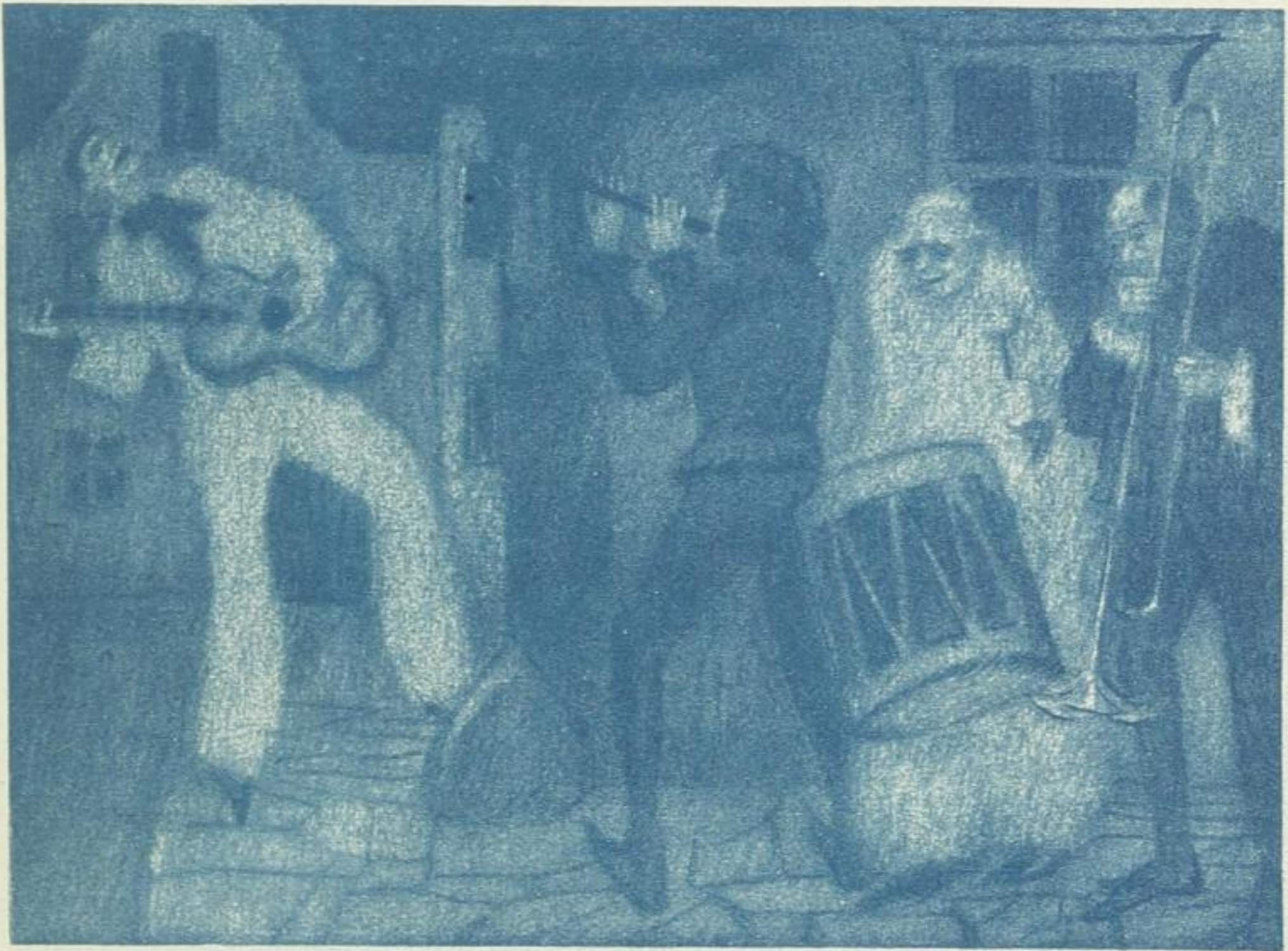
Syden

2. Dann gingen sie spazieren, Pierrette und Pantalon – und hintennach schlich Pierrot.



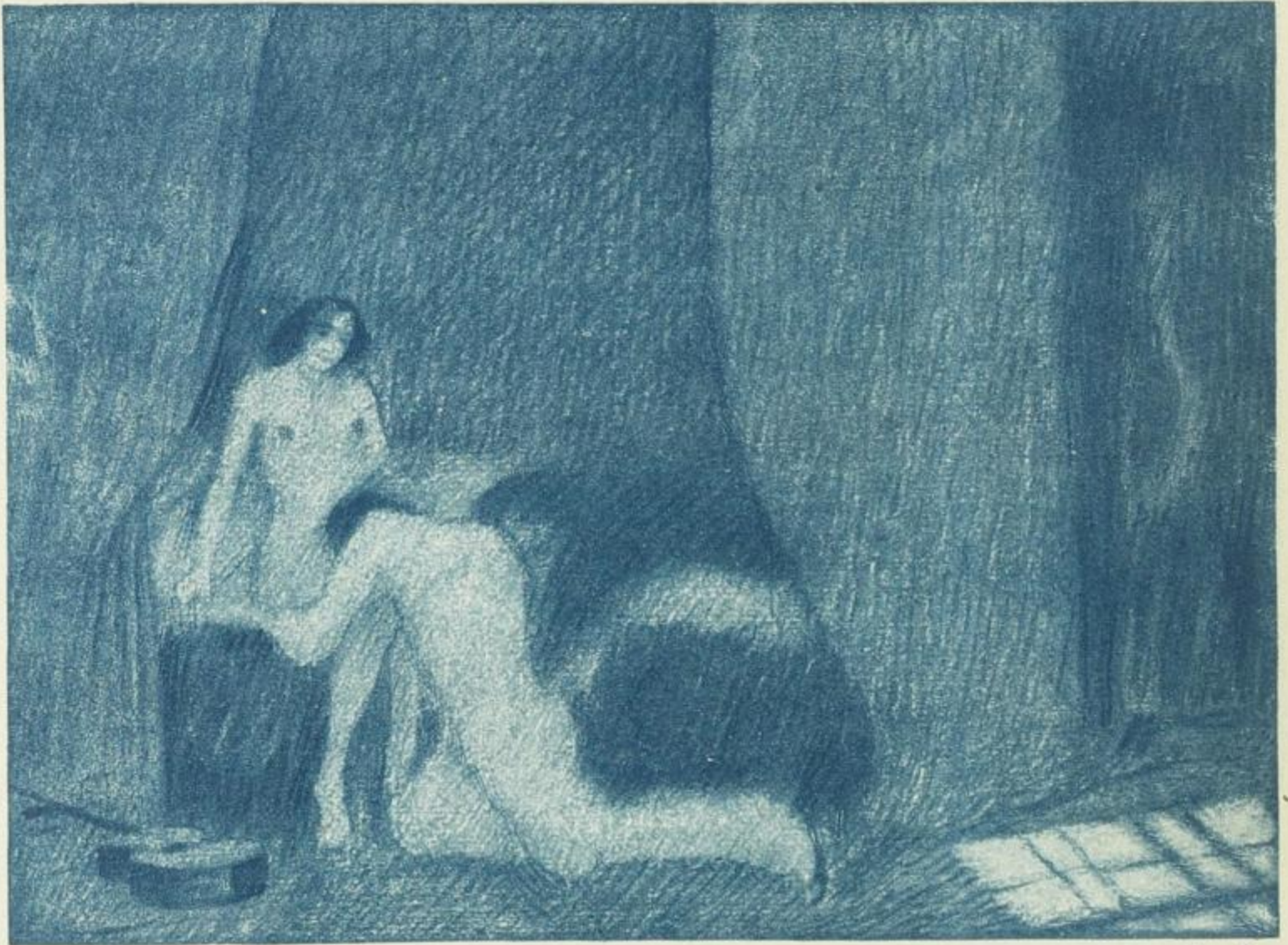
S. 12

3. Doch vor dem Haustor jagte ihn Pantalon fort.



Eggen

4. Und Pierrot brachte ihr eine Serenade.



E. M. L.

5. Und er kam auf einer Leiter zu ihr.



Eyler

6. Und beide flohen.

Eigenartige Frauen

Wien, am 20. Mai 1923, Hotel

Das Triebleben der kleinen Annita ist in Anbetracht ihres Alters überaus stark entwickelt. Sie leidet darunter, wie unter einer schweren Last, die sie nicht abstreifen kann. Instinktmäßig sucht sie, wo immer sich Gelegenheit bietet, nach einer Betätigung, die ihre glühenden Sinne entspannen würden; im entscheidenden Momente jedoch vereitelt sie selbst ihr Ziel infolge ihrer Unerfahrenheit und Unbeholfenheit.

Heute morgens . . . doch nein, ich will meine Aufzeichnungen der Reihenfolge nach eintragen:

Gestern abends, nachdem Annita in ihrer leidenschaftlichen Aufwallung nahe daran war, sich in mich zu verbeißen, suchte ich sie zu beruhigen und abzulenken. Ich liebte sie wie ein kleines Kind, sagte ihr kleine, dumme Zärtlichkeiten und erzählte ihr allerlei aus meinen Abenteuern an der Riviera. Alle erotischen Episoden verschwieg ich geflissentlich und in dieser Weise gelang es mir tatsächlich Annita zu bewegen, sich anzukleiden und das Souper zu nehmen.

Es mochte um zwölf in der Nacht gewesen sein, als wir uns in unsere Schlafzimmer begaben. Annita bat mich, in dem Bette neben mir schlafen zu dürfen und gab vor, sich in einem abgesonderten Zimmer zu fürchten. Ich willigte ohne weiteres ein, wir legten uns nieder und schon nach wenigen Minuten war ich eingeschlafen.

Plötzlich weckte mich Annitas leise Stimme: „Gnädige Frau, schlafen Sie?“

Ich stellte mich, als ob ich nicht hörte, worauf sie ihre Frage wiederholte, womöglich noch leiser, als hätte sie Angst mich zu wecken: „Gnädige Frau . . . Vera . . . schlafen Sie?“

Ich reagierte wieder nicht.

Eine Weile verhielt sie sich ruhig. Dann richtete sie sich ganz behutsam auf, hob meine Decke und schob sich ganz leise

an mich heran. Wieder verhielt sie sich eine kurze Weile still. Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, führte sie ihre Hand — — preßte sich immer mehr an mich heran und aus der Heftigkeit ihrer Bewegungen konnte ich auf die Leidenschaft schließen, von der sie geschüttelt war. Als wäre plötzlich ein elektrischer Strom durch ihren Körper gegangen, zuckte sie zusammen und blieb wie leblos neben mir liegen. Einige Zeit nachher suchte sie ihr Lager auf und schlief fest ein.

An mir selbst ist dieser nächtliche Besuch nicht ohne Eindruck vorübergegangen. Aber ich half mir in meiner eigenartigen Weise, da ich vorderhand Interesse hatte, Annita gegenüber Distanz zu wahren.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, hörte ich aus dem anstoßenden Zimmer Annitas Stimme: „Haben Sie heute schon gebadet, Fräulein Dolly?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Ich bade täglich 5 Uhr morgens, bevor ich meinen Dienst antrete.“

„Baden Sie allein? Möchten Sie, Dolly, einmal mit . . . mit mir baden?“

„Oh, gnädiges Fräulein, wenn Sie es haben wollen . . . gerne . . . doch . . . wie meinen Sie das?“

„Schämen Sie sich etwa, Dolly? Vor mir? Ich bin doch auch ein junges Mädel . . . Schauen Sie, Ihr rechter Strumpf ist nicht in Ordnung . . . warten Sie, ich richte ihn . . .“

Ich stieg vom Bette heraus, schob vorsichtig die Türdraperie zurück und sah mitten im Zimmer Dolly stehen, das neue Stubenmädchen, ein wunderschönes junges Mädel mit einem blonden Pagenkopf. Die nicht allzu schlanke Gestalt verriet herrlich ebenmäßige Glieder, deren Konturen durch das eng anliegende Kleid deutlich wahrzunehmen waren. Die eine Hand hielt sie in der Tasche ihrer blendend weißen



Schürze, die andere vor ihrem Munde, in der Weise vor Annita das Lachen verbergend. Annita, mit einem Pyjama bekleidet, das, scheinbar hastig angezogen, nicht geschlossen war, kauerte auf dem Teppich und bemühte sich, Dollys Strumpf zu richten.

„Welch herrliche Beine Sie haben“, sagte Annita und strich mit der Hand über ihre Schenkel. Dolly wendete ihren Kopf seitwärts, lachte und versuchte ihr Kleid, das Annita stark geschürzt hatte, zurechtzuglätten.

„Dolly, bleiben Sie da ... kommen Sie ... ich sage Ihnen was ...“ stammelte Annita und fuhr ratlos mit ihren Händen über den Körper des Mädchens.

„Aber gnädiges Fräulein ... was soll ich denn ... nein, bitte ... nein.“

„Dolly, setzen Sie sich daher ... ich bitte Sie ... ich habe Geld ... so viel Sie wollen ... Hier diesen Ring ... kommen Sie.“

Dolly schien die Situation nicht zu begreifen, fühlte aber offenbar, daß es sich hier um etwas Ernstes handle. Sichtlich

verlegen und ratlos hockte sie sich Annita gegenüber auf den Teppich und verwirrte durch diese Stellung die arme Annita dermaßen, daß diese sich auf sie wie eine Besinnungslose stürzte und mit heißer Gier ihren Mund und ihre Beine küßte.

Dolly konnte mehr ahnen, als wirklich wissen, was mit ihr vorgehe. Sie wurde blaß, regte sich nicht und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Über ihren Körper ging ein leises Zittern. Annita hingegen, mit kochendem Atem und glühenden Augen, gab ein lebendes Bild dafür ab, mit welcher ungeheurer Gewalt die Urinstinkte ihre natürliche Entladung suchen.

Mit fiebernden Händen suchte Annita sich des Mädchens zu bemächtigen. Ihre nervös zitternden Finger glitten irre entlang Dollys Körper, von der Büste über

die Hüften zu den Beinen und wieder zurück.

„Küssen Sie mich, Dolly ... daher ... daher ...“ Sie riß ihr Pyjama auf und drängte Dollys Kopf an ihre — —.

„Ich ... gnädiges Fräulein ... ich ... ich kann nicht“, erwiderte das Mädchen, das dem Weinen nahe schien.

Gerade als es Annita durch zahllose Liebkosungen beinahe gelungen war, den Widerstand Dollys zu brechen, erhob sie sich plötzlich und eilte zur Tür, um den Riegel vorzuschieben. Doch im selben Momente sprang Dolly auf, ordnete hastig ihre Kleider und schlüpfte zur Tür hinaus.



(Um diese Tagebuchblätter besser zu verstehen, empfiehlt es sich, die vorausgegangenen Veröffentlichungen in Heft I und II unserer Revue nachzulesen. Die Red.)



A N T W O R T E N D E R R E D A K T I O N .

Wir lehnen die Verantwortung für unverlangt eingesendete Manuskripte ab, wenn sie sich für uns nicht eignen und mit Rückporto nicht versehen sind.

B. Harris. Sie müssen Ihre Ansicht mit Ihrem Namen vertreten können; sonst nehmen wir sie nicht ernst. Von dieser Erwägung ausgehend, können wir Ihr Gedicht nicht bringen.

M. M.; Flora G.; Steffi; Gräfin S., München; Jano; Mary, Berlin; Hanns R.; Intellektueller; Okkulte Gesellschaft, Prag. Wir können unseren Publizierungen der Tagebuchblätter „Eigenartige Frauen“ mehr Raum nicht geben, aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind.

Professor M. Unsere Veröffentlichungen „Eigenartige Frauen“ haben mehr kulturellen und weniger literarischen Wert. Als Gelehrter sollten Sie das heraushaben. Im übrigen müssen Sie nicht so bissig sein. Dürften wir fragen, wie alt Sie sind und wie Sie heißen?

Tänzerin. Wir tanzen nicht mit. Ihre Ballade stimmt uns heiter.

Dr. S. Weshalb versichern Sie uns in Ihrem Schreiben unzählige Male, daß Sie ein Intellektueller seien? Das ist verdächtig. Auch Ihr Gedicht ist verdächtig. Wir selbst kennen es nicht, aber Herr Heinrich Heine kennt es. Wären Sie mit uns nicht so grob gewesen!

Libelle, Ida, Rosen. Herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Worte.

Eigentümer und Herausgeber: Kokainverlag — Fritz Bauer, Redakteur. Verantwortlich für den textlichen Teil: Dr. Viktor Koch; für den illustrativen Teil: Dr. Stefan Eggeler. Sämtliche Wien XIX., Döblinger Hauptstraße 39

Redaktion und Verwaltung: Wien XIX., Döblinger Hauptstraße 39
 Offsetdruck der Gesellschaft für graphische Industrie, Wien VI., Gumpendorferstraße 87
 Auslieferungsstelle für Deutschland: Karl Emil Krug, Leipzig, Kohlgartenstraße 20



GESCHICHTEN UM MITTERNACHT

Eine Reihe phantastischer Erzählungen

HERAUSGEGEBEN VON

KARL HANS STROBL

Die bedeutendsten phantastischen Dichter der Vergangenheit und Gegenwart erscheinen hier in einer Auswahl ihrer besten Stücke mit Bildschmuck erster Künstler. Literarisch, künstlerisch und technisch ist diese Reihe eine bibliophile Köstlichkeit ersten Ranges.

Band I.

E. A. Poë: WILDE TRÄUME
Illustriert von Eggeler. Halblederband

Band II.

E. Th. A. Hoffmann: PHANTAST. STÜCKE
Illustriert von Wacik. Halblederband

Band III.

Villiers de L'Isle Adam: VISIONEN
Illustriert von Martin. Halblederband

Band IV.

N. Gogol: SAGEN UND MÄRCHEN
Illustriert von Gaertner. Halblederband

Band V.

K. H. Strobl: SELTSAME GROTESKEN
Illustriert von Schmale-Walter. Halblederband

Band VI.

H. H. Ewers: ABSEITIGE NOVELLEN
Illustriert von Strohofer. Halblederband

Von jedem Bande erschienen 120 nummerierte Exemplare als Liebhaberausgabe vom Künstler signiert

ZU BEZIEHEN DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ODER DIREKT VOM
VERLAG DER GESELLSCHAFT FÜR GRAPHISCHE INDUSTRIE
WIEN - LEIPZIG

Hier abtrennen!

An den
VERLAG DER MODERNEN REVUE „KOKAIN“

WIEN XIX.

Döblinger Hauptstraße 39

Ich abonniere die moderne Revue „Kokain“ für Monate und übersende gleichzeitig den Bezugspreis von S..... durch Postanweisung.

Ferner ersuche ich um die angekündigte **KOSTENLOSE** Anfertigung einer **PORTRÄTZEICHNUNG**, sowie um Ihre Verständigung, wann die Porträtsitzung stattfinden wird.

(Oder:) Ich übersende Ihnen zu diesem Zwecke eine Photographie.

(Genaue Adresse:)

(Wir bitten, gefl. deutlich schreiben zu wollen!)

3 62 35/1876 8160

Wollen Sie kostenlos von Künstlerhand porträtiert werden?

Dann abonnieren Sie die moderne Revue „KOKAIN“!

Eine Vereinbarung mit einer Reihe von ersten Künstlern ermöglicht uns, jedem Jahresabonnenten KOSTENLOS sein Porträt in ORIGINAL-KOHLE-ZEICHNUNG anfertigen zu lassen.

Für den Preis eines Jahresabonnements erhalten Sie also ein Jahr hindurch unsere Revue „Kokain“, die Ihnen Kunstgenuß und gediegene Unterhaltung bietet, ferner Ihr von Künstlerhand angefertigtes Porträt, an dem Sie sicher große Freude haben werden.

Sie sind nicht gebunden, können also Ihr eigenes oder ein beliebig anderes Bildnis anfertigen lassen! Der zu Porträtierende hat entweder dem Künstler zu sitzen, oder aber seine Photographie einzusenden.

Vermeiden Sie in Ihrem Interesse jede Verzögerung!

Schreiben Sie uns noch heute, oder trennen Sie einfach die unten befindliche Bestellkarte ab und senden Sie diese unterschrieben, als Drucksache, an uns!

Hier abtrennen!

BEZUGSPREISE

bei kostenloser Zusendung:
(zahlbar in beliebiger Währung)

Vierteljährig: Goldmark 3.-

Halbjährig: Goldmark 6.-

Ganzjährig: Goldmark 12.-

Für Österreich:

Vierteljährig: Schilling 4.50

Halbjährig: Schilling 9.-

Ganzjährig: Schilling 18.-

DRUCKSACHE

An den

Verlag der modernen Revue

KOKAIN

WIEN XIX.

Döblinger Hauptstraße 39